

# TEIL I

## KONTUREN UND PROBLEME DES KONSTRUKTIVISMUS IN DER SOZIOLOGIE



# I Vorbemerkung: Ein roter Faden im Labyrinth des Konstruktivismus

Derzeit finden sich Elemente konstruktivistischen Denkens in den unterschiedlichsten Theorietraditionen der Soziologie. Selbst solche Sozialtheorien, die ursprünglich nicht an der Begründung und Verbreitung konstruktivistischen Denkens beteiligt waren, haben nicht selten derartiges Vokabular in ihre Argumentation implementiert und rekurrenieren auf konstruktivistische Theorieelemente. Diese Ausgangslage macht es nahezu unmöglich, verallgemeinernd von *dem* Konstruktivismus in der Soziologie sprechen zu wollen. Ist man dennoch an einem Überblick über die Entwicklung des Konstruktivismus in diesem Fach interessiert, bieten sich verschiedene Möglichkeiten. Eine erste Option bestünde darin, eine möglichst umfassende Liste aller theoretischen Richtungen und Ansätze zu erstellen, die entweder direkt auf konstruktivistische Argumente zurückgreifen oder zumindest implizit konstruktivistisch argumentieren. Eine derartige Auflistung mag hilfreich sein, ohne genauere inhaltliche Unterscheidungen bleibt sie aber ein chaotisches Panoptikum, eine bloße Ansammlung verschiedener Theorien. Überdies kann sie noch keinen Aufschluss darüber geben, welche Argumentationsmuster innerhalb der konstruktivistischen Ansätze typischerweise vertreten werden und worin die ›Familienähnlichkeit‹ des soziologischen Konstruktivismus besteht. Eine zweite Option wäre es, anhand bestimmter Kriterien eine Sortierung vorzunehmen und etwa einen erkenntnistheoretischen Konstruktivismus von einem ontologischen oder einem soziologisch-empirischen Konstruktivismus zu unterscheiden. Dies böte eine inhaltlich fundierte Übersicht, hätte jedoch den Nachteil, dass eine solche Einteilung nicht zuletzt aufgrund ihres schematischen Zugangs außerstande wäre, das breite Feld der konstruktivistischen Ansätze adäquat abzubilden. Zudem bliebe die Unterscheidungsgrundlage ein rein äußerliches Kriterium, das den untersuchten Ansätzen kaum gerecht würde. Am sinnvollsten scheint dementsprechend ein historisch-systematischer Zugang zu sein, der nach dem Gründungszeitpunkt des soziologischen Konstruktivismus Ausschau hält und hiervon ausgehend verschiedene Varianten konstruktivistischen Denkens unterscheidet. Dies steht im Zentrum der folgenden Kapitel dieses ersten Teils des Buches.

Aufgebaut ist dieser Teil um drei größere Kapitel herum, von denen sich das erste unter dem Titel *Die Herausbildung konstruktivistischer Denkfiguren in der Soziologie* der Genese des konstruktivistischen Denkens widmet (Kap. 2). Dort wird rekonstruiert, aus welchen Quellen und Weichenstellungen sich in der Soziologie allmählich konstruktivis-

tische Argumentationsweisen verankern konnten, noch *bevor* von einer eigentlichen Geburt des Konstruktivismus gesprochen werden kann. Der Zugang erfolgt hier über eine – zugegebenermaßen grobe – historische Schilderung der Umbrüche des sozialtheoretischen und philosophischen Denkens bis zur Mitte des zwanzigsten Jahrhunderts, wobei es nicht um eine allgemeine soziologiegeschichtliche Erzählung geht, sondern um eine Rekonstruktion bestimmter Argumentationsfiguren, die für die allmähliche Herausbildung des konstruktivistischen Vokabulars in der Soziologie von entscheidender Bedeutung waren. Da der Schwerpunkt dieser Schilderung auf der Entwicklung und Kontur der deutschen Soziologie liegt, werden vor allem jene Autoren behandelt, die einen maßgeblichen Anteil an deren Profilbildung hatten und denen hierfür eine paradigmatische Funktion zukommt. Das daran anschließende Kapitel widmet sich schließlich der eigentlichen Form des konstruktivistischen Denkens in der Soziologie (Kap. 3). Er beginnt mit der nominellen Genese des soziologischen Konstruktivismus in den sechziger Jahren des zwanzigsten Jahrhunderts und rekonstruiert drei zu diesem Zeitpunkt weitgehend parallel formulierte, jedoch voneinander zu unterscheidende Varianten, die bis heute als wesentliche Quellen konstruktivistischen Denkens in der Soziologie gelten können: der *Sozialkonstruktivismus* von Berger/Luckmann, der *Operative Konstruktivismus* Luhmanns sowie der auf Foucault zurückgehende *Diskurstheoretische Konstruktivismus*. Ziel ist es hier, die argumentative Breite und Heterogenität des soziologischen Konstruktivismus darzustellen, vor deren Hintergrund schließlich die Konstruktivismuskritik Latours sowie dessen eigene konstruktivistische Position diskutiert und verortet werden kann. Das darauf folgende Kapitel widmet sich schließlich bestimmten theoretischen und forschungspraktischen Problemen der konstruktivistischen Soziologie (Kap. 4). Diskutiert werden hier vor allem jene grundsätzlichen Einwände, die aus philosophischer und sozialtheoretischer Perspektive gegen die konstruktivistischen Positionen formuliert werden und die seit der Etablierung des Konstruktivismus für zahlreichen Diskussionsstoff sorgen. Das abschließende Kapitel konzentriert sich schließlich auf den Zusammenhang zwischen der Etablierung des Konstruktivismus und der soziologischen »Wieder-Entdeckung der Natur« (Kap. 5). Es bündelt damit die Diskussionen um die Probleme des Konstruktivismus auf den Begriff der Natur hin und macht zugleich deutlich, dass die zunehmende Radikalisierung des Konstruktivismus hier auf einen Gegenstand stößt, an dem sich bestimmte theoretische Probleme des Konstruktivismus insgesamt stellen. In dieser Konstellation fungiert das Kapitel zugleich als ein Epilog zum ersten Teil und als thematische Hinführung zum zweiten Teil des Buches, der sich dann der wissenschaftssoziologischen Beschäftigung mit den Naturwissenschaften einerseits und dem Werk Latours andererseits zuwendet.

Vor diesem Hintergrund konzentriert sich dieser erste von drei Teilen vorwiegend auf die allgemeine Genese konstruktivistischer Denkfiguren in der Soziologie. Das Ziel besteht in einer Systematisierung der konstruktivistischen Theoriediskussionen, die schließlich als Grundlage für die Konstruktivismusdiskussion bei Latour genommen werden kann. Dieser Umweg ist insofern notwendig, als es in den weiteren Teilen dieser Studie schließlich auch darum geht, Latour und dessen Konstruktivismusmodell in ein Verhältnis zur etablierte(re)n konstruktivistischen Soziologie zu setzen. Dementsprechend konzentriert sich dieser erste Teil weder auf Latour noch auf die Kontroversen und Debatten im Rahmen der *Science Studies*. Stattdessen liegt der Schwerpunkt zunächst auf der deutschen Soziologie. Dies hat mehrere Gründe: *Erstens* zeigen sich in der deutschsprachigen Soziologie deutlicher als in anderen länderspezifischen Traditionen bestimmte Argumentationsmuster, aus denen heraus sich das Profil des konstruktivistischen Denkens geradezu idealtypisch nachvollziehen lässt. *Zweitens* hat dies seinen Grund in der überragenden Rolle, die Kant für die Genese des Konstruktivismus spielt. Beide Punkte erweisen sich insofern als eng miteinander verbunden, als die Geburt der deutschen Soziologie als akademische Disziplin aus einem bestimmten neukantianischen Selbstverständnis heraus erfolgt. Sie schließt an Debatten des späten neunzehnten Jahrhunderts an, die sich als teils historische, teils soziologische Wendungen der Kantschen Philosophie verstehen lassen und die so für eine spezifische Profilbildung der deutschen Soziologie verantwortlich sind. Denn im Unterschied zur Soziologie in Frankreich oder den USA spielte für die deutsche Soziologie der Dualismus zwischen Natur- und Geisteswissenschaften eine viel zentrale Rolle bei der Gründung dieser Disziplin. Den Schwerpunkt des folgenden zweiten Kapitels auf die deutschsprachige Diskussion zu legen, bietet sich damit *drittens* nicht zuletzt aus dem Grund besonders an, weil hieraus eine höhere Kontrastwirkung zu Latour erreicht werden kann, der von allen konstruktivistischen Autoren und Autorinnen am deutlichsten dieses wissenschaftsdualistische Selbstverständnis zurückweist.

Dass durch eine solche Schwerpunktsetzung bedeutende Theorietraditionen ausgeblendet werden, lässt sich kaum verhindern. So findet sich weder eine ausführliche Diskussion Durkheims und der französischen Wissenssoziologie, noch eine eingehende Beschäftigung mit dem Pragmatismus, der nicht nur für die amerikanische Debatte, sondern auch für Latour wichtig ist.<sup>1</sup> Ebenso außen vor bleibt eine ausführlichere Darstellung der *externen* konstruktivismuskritischen Debatten und der zahlreichen Einwände gegenüber konstruktivistischen Positionen, die –

<sup>1</sup> Latour gehört in den 1980er-Jahren neben Laurent Thévenot und Luc Boltanski zu den wichtigsten Protagonisten beim Import pragmatistischer Ansätze nach Frankreich. Vgl. hierzu Dosse 1999: 34ff.

zumindest im deutschen Sprachraum – ihren stärksten Rückhalt in lebensphilosophisch-anthropologischen Positionen und linkshegelianisch-dialektischen Traditionen haben. Da es in diesem Buch nicht um eine länderübergreifende Vergleichsstudie zur Soziologiegeschichte geht, besteht das Ziel demnach auch nicht in Vollständigkeit. Es geht mir vielmehr darum, bestimmte Argumentationsmuster herauszuarbeiten, die eine prototypische Gestalt für den soziologischen Konstruktivismus besitzen – und die als Fundament für die Darstellung der Position Latours fungieren können, die im zweiten Teil des Buches beginnt. Warum die Darstellung dabei je nach Blickrichtung ›schon‹ oder ›erst‹ mit Kant beginnt, wird im folgenden Abschnitt begründet.

## 2 Die Herausbildung konstruktivistischer Denkfiguren in der Soziologie

Der Konstruktivismus ist ein zutiefst modernes Phänomen. Wie weit man seine Anfänge ideengeschichtlich auch zurückverfolgen will, es lässt sich kaum darüber hinwegsehen, dass die vielleicht entscheidende Weichenstellung erst mit dem Umbruch zur modernen Philosophie erfolgt. Blickt man auf die Begriffskonjunktur im engeren Sinne, dann lässt sich sogar erst seit den 1960er-Jahren überhaupt systematisch von Konstruktivismus als einem theoretischen Konzept sprechen. Nicht nur in der Philosophie, sondern auch in der Soziologie ist zu dieser Zeit erstmals ein substantieller Gebrauch des Begriffs der Konstruktion zu verzeichnen, der über eine lose, gelegentliche Verwendung des Wortes hinausgeht. Spätestens in den 1980er-Jahren lässt sich dann in nahezu allen Teildisziplinen und -bereichen der Sozial- und Kulturwissenschaften beobachten, wie konstruktivistische Ansätze sich zu einem weithin etablierten Theoriemodell entwickeln.<sup>1</sup> Obschon nicht von einem einheitlichen konstruktivistischen Programm gesprochen werden kann, waren die verschiedenen Ansätze zum Teil sogar darin erfolgreich, wichtige Bereiche des soziologischen Vokabulars auf dieses Paradigma umzustellen oder zumindest entsprechende Theoriediskussionen auszulösen. Gleichzeitig hat sich dieser Ansatz keineswegs allein in theoretischen Zirkeln, sondern auch in zahlreichen empirischen Forschungsprogrammen etabliert. Und selbst wenn dies nicht dazu berechtigt, den Konstruktivismus zum Metanarrativ der Soziologie zu deklarieren, finden sich doch einige Stimmen, die den Konstruktivismus als vorherrschendes theoretisches Modell der Soziologie begreifen und beispielsweise betonen, »daß die Soziologie – bei der Strafe völliger kultureller Bedeutungslosigkeit – nicht darum herumkommen wird, ihr (meta-)theoretisches Selbstverständnis ganz erheblich auf konstruktivistische Grundlagen umzustellen« (Wehrspau 1994: 11).

In enger Anlehnung an diese Begriffskonjunktur beginnen die Genealogien des Konstruktivismus ihre Erzählungen in der Regel erst im zwanzigsten Jahrhundert (vgl. ex. Collin 2008). Übersehen oder zumindest übergangen wird dabei jedoch, dass die Herausbildung des Konstruktivismus nicht nur ideengeschichtliche Vorläufer hat, sondern selbst Teil einer spezifischen Disposition der neuzeitlichen Philosophie und der modernen Welterfahrung ist. Denn mit gewissem Recht lässt sich die Kontingenzerfahrung der Modernität selbst als Erfahrung des Bewusstseins der Konstruktivität begreifen, da im Modernisierungsprozess bereits auf

<sup>1</sup> Zur genaueren Begriffsgeschichte des Konstruktivismus vgl. den Abschnitt 3.1.

der Ebene alltäglichen Erlebens eine »Zunahme des Konstruktivitätsbewußtseins« (Wehrspaun 1994: 17) eingelagert ist. Eine Schilderung der Genese des konstruktivistischen Denkens kann diese Weichenstellungen nicht einfach ausblenden, sondern muss sich darum bemühen, die epistemischen und theoretischen Grundlagen dieses Umbruchs zu rekonstruieren. Zu vermeiden gilt es dabei allerdings, den umgekehrten Fehler zu machen und ähnlich gelagerte frühere Ansätze retrospektiv als bereits konstruktivistisch zu re-interpretieren. Diese Neigung, die erfolgreich etablierten Konzepten mitunter anhaftet (vgl. Reich 2001: 368), mündet im Extremfall in eine Rückprojektion heutiger Begrifflichkeiten auf frühere Theorien oder einer Gleichsetzung von Konstruktivismus mit Erkenntnistheorie als solcher.<sup>2</sup> Neben der Ausblendung der historischen Genese des konstruktivistischen Denkens gilt es somit gleichermaßen die gegenläufige, mehr oder weniger geschichtsblinde Überhöhung zu verhindern, die etwa in die Behauptung mündet, der Konstruktivismus sei »so alt wie die Diskussion über Erkenntnis« (Jensen 1999: 181).

Bevor im dritten Kapitel verschiedene konstruktivistische Ansätze eingehender vorgestellt werden (Kap. 3), widmen sich die folgenden Abschnitte zunächst der Herausbildung konstruktivistischer Denkfiguren. Das erste Unterkapitel kreist um Immanuel Kant, dessen *Kritik der reinen Vernunft* als Ausgangspunkt für eine bestimmte, protokonstruktivistische Denkfigur genommen wird (Abs. 2.1). Auch wenn es auf den ersten Blick nicht zwingend erscheinen mag, die Geschichte des Konstruktivismus mit Kant beginnen zu lassen, insofern etwa in René Descartes und dem Rationalismus auch andere theoriegeschichtliche Vorläufer gefunden werden könnten,<sup>3</sup> kommt dieser Schrift doch eine derart bedeutende Rolle zu, dass sie sich als Ausgangspunkt für eine genauere begriffs- und theoriegeschichtliche Klärung anbietet. Sie markiert nicht nur eine entscheidende Wende im philosophischen Nachdenken über Erkenntnis, vielmehr kommt auch hinzu, dass sich einige Varianten des im zwanzigsten Jahrhundert formulierten Konstruktivismus selbst in der Kantschen Tradition verorten und nicht zuletzt auch Latours Auseinandersetzung mit dem Konstruktivismus maßgeblich bei Kant ansetzt (vgl. Latour 2002a). Im Anschluss an Kant widmet sich das zweite Unterkapitel den Umbrüchen der Philosophie im neunzehnten Jahrhundert, aus

<sup>2</sup> Als Beispiel genannt sei hier Wehrspaun 1994, der sich darum bemüht, den Ansatz Max Webers als konstruktivistisch zu deuten.

<sup>3</sup> Ebenso ließe sich auch Giambattista Vico nennen, dessen Ausspruch ›verum est ipsum factum‹ (›Das Wahre ist das Geschaffene selbst‹ bzw. ›Das Wahre ist selbst geschaffen‹) (Vico 1979: 34) als Prinzip der praktischen Erzeugtheit von Wahrheit begriffen werden kann und der damit eine epistemologische Grundüberzeugung des späteren Konstruktivismus bereits vorwegnimmt. Vgl. hierzu auch Glaserfeld 1992.

deren Konstellation heraus sich schließlich auch die (deutsche) Soziologie gründet (Abs. 2.2). Im Zentrum stehen hierbei vor allem die neu-kantianische Reformulierung der Erkenntnistheorie, die Bedeutung des Historismus sowie die Abgrenzungsbemühungen zwischen den Geistes- und Naturwissenschaften. Der Aufstieg der experimentellen Naturwissenschaften im neunzehnten Jahrhundert hat nicht nur zu einer Krise der klassischen Philosophie geführt, er hat insbesondere im deutschen Sprachraum auch die Herausbildung der *Geisteswissenschaften* als eigener Wissenschaftssparte befördert. Deren Verbindung mit der Gründung der Soziologie um 1900 ist Gegenstand des daran anschließenden dritten Abschnitts (Abs. 2.3). Im Zentrum stehen hier vor allem die Entwicklung der deutschen Soziologie und die zentrale Rolle, die hermeneutisch-geisteswissenschaftlichen Argumentationsfiguren darin zukommt. Aus diesem Grund erfolgt die Geburt der Soziologie in Deutschland – anders als in anderen Ländern – aus einem antipositivistischen Geist heraus, der bis heute in den Debatten des Faches nachhallt und der auch in der Auseinandersetzung mit der soziologischen Naturwissenschaftsforschung der *Science Studies* – und damit auch mit Latour – beobachtet werden kann. Ein inhaltlich bedeutender Schritt zur Formulierung eines genuin konstruktivistischen Theorieprogramms in der Soziologie ist schließlich die historische und soziologische Wendung der Erkenntnistheorie, die sich in der Gründung der deutschen Soziologie bereits ankündigt, jedoch insbesondere in der Wissenssoziologie bei Karl Mannheim Gestalt annimmt. Entsprechend endet die Rekonstruktion der allmählichen Herausbildung konstruktivistischer Denkfiguren mit einem Abschnitt zu Mannheim (Abs. 2.4). Die Wissenssoziologie steht nicht nur von ihrer Theoriekonzeption dem späteren Konstruktivismus am nächsten, sie bleibt auch in den späteren Varianten des soziologischen Konstruktivismus präsent, die häufig direkt auf wissenssoziologische Theoriebestände zurückgreifen und in der Wissenssoziologie einen zentralen Diskussionsort gefunden haben.<sup>4</sup> Das Kapitel beschließt ein Abschnitt über die Attraktivität des konstruktivistischen Theorie- und Forschungsprogramms für die Soziologie, in dem die zentralen Argumentationslinien ebenso wie die Motivationsquellen konstruktivistischen Denkens rekapituliert werden (Abs. 2.5).

<sup>4</sup> Vgl. hierzu auch Abschnitt 3.6 weiter unten sowie exemplarisch für diese Position Keller 2005.

## 2.1 Kant an der Eingangspforte zum Konstruktivismus

Über die Bedeutung der von Kant selbst so benannten ›kopernikanischen Revolution‹ der Philosophie, die vor allem die *Kritik der reinen Vernunft* bei der Frage nach der Bedingung der Möglichkeit von Erkenntnis vollzieht, ist viel geschrieben worden. Relevant für die hiesige Fragestellung ist vor allem der damit eingeläutete Dispositionswchsel des Denkens. Die wissenschaftliche Absicherung der Metaphysik, die Kant mit seinen Kritiken im Sinn hat, vollzieht sich für ihn grundsätzlich über eine Umwendung der klassischen erkenntnistheoretischen Fragestellungen. Von Hume aus dem »dogmatischen Schlummer« (Kant 1976: 6) des Rationalismus geweckt, begibt er sich auf den Weg der Überwindung des Streits zwischen Empirismus und Rationalismus. Mit dem Ziel, die Metaphysik auf stabile, wissenschaftlich gesicherte Fundamente zu stellen, kehrt er bezüglich der Frage, wie wir über die uns gegebenen Gegenstände etwas sicher wissen können, zunächst die Annahme der Empiristen um. Anstatt Erkenntnis aus der Anschauung, also der vermittelten Wirkung des empirischen Materials herzuleiten, wendet er sich den Verstandeskategorien selbst zu und betont, dass gesicherte Erkenntnis nur hieraus erwachsen kann: »Wenn die Anschauung sich nach der Beschaffenheit der Gegenstände richten müßte, so sehe ich nicht ein, wie man a priori von ihr etwas wissen könnte; richtete sich aber der Gegenstand (als Objekt der Sinne) nach der Beschaffenheit unseres Anschauungsvermögens, so kann ich mir diese Möglichkeit ganz wohl vorstellen.« (Kant 1974a: BXVII, S. 25)<sup>5</sup> Die Grundidee wird schließlich zusammengefasst in der bekannten Formulierung, »daß wir von den Dingen nur das a priori erkennen, was wir selbst in sie legen« (ebd.: BXVIII, S. 26). In diesem Sinne kann »in der Erkenntnis a priori den Objekten nichts beigelegt werden [...], als was das denkende Subjekt aus sich selbst hennimmt« (ebd.: BXXIII, S. 29).

Diese Position, die schließlich bei Kant nicht nur zu einer Verschiebung, sondern einer gänzlichen Neufassung des Verhältnisses von Erkenntnis und Erfahrung führt, leugnet keineswegs die Möglichkeit von Erfahrung als solcher. Sie besteht jedoch darauf, dass die »formale Einheit der Erfahrung, und mit ihr alle objektive Gültigkeit (Wahrheit) der

<sup>5</sup> Kant wird im Folgenden nach der Suhrkamp-Ausgabe zitiert. Zum Abgleich mit der Akademie-Ausgabe wird die dortige Nummerierung mit angegeben. Wie insbesondere bei der *Kritik der reinen Vernunft* üblich verweist das Kürzel ›A‹ auf die Seitenzahl der ersten Ausgabe, das Kürzel ›B‹ auf die der zweiten Ausgabe. Die Seitenzahlen der Suhrkamp-Ausgabe sind dann jeweils mit angegeben und (einzig bei Kant) als solche mit Kürzel (S.) ausgewiesen.

empirischen Erkenntnis« (ebd.: A 125, S. 179) allein aus Begriffen herführen kann und damit auf die Kategorien des Verstandes verweist. »Der reine Verstand ist also in den Kategorien das Gesetz der synthetischen Einheit aller Erscheinungen, und macht dadurch Erfahrung ihrer Form nach allererst und ursprünglich möglich.« (Ebd.: A 128, S. 181) In der Konsequenz heißt das: »Die Ordnung und Regelmäßigkeit also an den Erscheinungen, die wir Natur nennen, bringen wir selbst hinein, und würden sie auch nicht darin finden können, hätten wir sie nicht, oder die Natur unseres Gemüts ursprünglich hineingelegt.« (Ebd.: A 125, S. 179) Weder sind also das Erkennen oder die Kategorien des Verstandes nach Kant von der Erfahrung herzuleiten (das wäre die Position des Empirismus), noch ist Erfahrung ohne Verstandeskategorien denkbar, soll sie mehr sein als bloße Anschauung des rohen Stoffs sinnlicher Eindrücke.<sup>6</sup> Vielmehr sind sie es, die den Erscheinungen überhaupt erst ihre Gestalt und Gesetzmäßigkeit geben und damit überhaupt erst Erfahrung ermöglichen.

Weiterhin entscheidend für diese Argumentation, die hier nicht in aller Ausführlichkeit rekapituliert werden kann, ist, dass diese Annahme für das Kantsche System erzwingt, hinsichtlich der Gegenstände jene bekannte Trennung zwischen dem ›Ding an sich‹ und der für uns einzig zugänglichen ›Erscheinung‹ dieser Dinge zu ziehen.<sup>7</sup> Angezeigt ist mit

6 Die Suprematie der Verstandeskategorien über die Anschauungen ist bei Kant allerdings nicht als zeitliche, sondern als logische zu denken. In zeitlicher Hinsicht steht auch für ihn außer Frage, dass »alle unsere Erkenntnis mit der Erfahrung anfange [...]; denn wodurch sollte das Erkenntnisvermögen sonst zur Ausübung erweckt werden, geschähe es nicht durch Gegenstände, die unsere Sinne rühren und teils von selbst Vorstellungen bewirken, teils unsere Verstandestätigkeit in Bewegung bringen, diese zu vergleichen, sie zu verknüpfen oder zu trennen, und so den rohen Stoff sinnlicher Eindrücke zu einer Erkenntnis der Gegenstände zu verarbeiten, die Erfahrung heißt?« (Kant 1974a: B1, S. 45)

7 An dieser Stelle ist es wichtig zu betonen, dass diese Unterscheidung nicht mit der Differenz von Wesen und Erscheinung zusammenfällt, gleichwohl Kant in Bezug auf diese Figur des ›Dings an sich‹ begrifflich durchaus uneindeutig ist und in verschiedenen Werken unterschiedlich argumentiert. In der Regel wendet er sich gegen die Vorstellung, dass das ›Ding an sich‹ den Gegenstand in seiner materialen Beschaffenheit bezeichnet. Stattdessen begreift er es als ein Resultat des Verstandes, der zu der Anschauung jenes Moment hinzufügen muss, um konsistent denken zu können. Darüber hinaus bringt Kant das ›Ding an sich‹ an einigen Textstellen auch mit der Ursache der Erscheinungen in Verbindung, wobei hier jedoch darauf hinzuweisen ist, dass mit Ursache bei Kant kein materielles Bewegungsprinzip der äußeren Welt, sondern eine Art Attributionskategorie des reinen Verstandes gemeint ist. In diesem Sinne wird das ›Ding an sich‹ zu einer unvermeidlichen Unterstellung der Gegenständlichkeit der Erkenntnis (vgl. Schnädelbach 2005: 40). Entsprechend verweist die Differenz zwischen ›Ding an sich‹ und ›Erscheinung‹ nicht auf eine Spaltung

dieser grundsätzlichen erkenntnistheoretischen Unterscheidung zugleich eine Grenze unserer Verstandeskategorien wie eine Zurückweisung eines solipsistischen Idealismus. So sind die ›Dinge an sich‹ weder das Eigentliche der Dinge, demgegenüber die Erscheinung bloße Täuschung, bloße Oberfläche wäre, noch einfach die schlichte Materialität (als Ausdehnung in Raum und Zeit). Bezeichnet ist damit viel eher der Gegenstand, wie er ganz unabhängig von uns sein mag (vgl. Schnädelbach 2005: 36). Da sich das nach Kant aber per definitionem gerade nicht wissen lässt, bleibt die Frage nach der Erkenntnis der Dinge an sich müßig. Denn »was die Dinge an sich sein mögen, weiß ich nicht, und brauche es auch nicht zu wissen, weil mir doch niemals ein Ding anders, als in der Erscheinung vorkommen kann« (Kant 1974a: B333f./A277f., S. 297). Gleichwohl argumentiert Kant damit nicht für eine Position, der zufolge die Welt in ihrer Materialität und Beschaffenheit Konsequenz und Folge unserer Verstandeskategorien und Begriffe (oder wie nach Kant im Ausgang von Herder und Humboldt die Sprachphilosophie des zwanzigsten Jahrhunderts betont: der Sprache) ist, wir also mit diesen Kategorien die Welt materiell bilden. Das Ziel seiner Argumentation bestand ja gerade in der wissenschaftlichen Absicherung der Metaphysik, die gleichermaßen durch einen solchen Skeptizismus wie auch durch einen strikten Empirismus in Frage gestellt werden würde. »Anstatt den Gegenstand in seinem ›Wesen‹ zu erkennen, erkennt die kritische Vernunft die Bedingungen und Grenzen der Möglichkeiten, einen Gegenstand zu bestimmen. Wenn sie schon das Was des Erkennens nicht definitiv bestimmen kann, so will sie wenigstens das Wie fixieren, die Grenzen ziehen zwischen dem Erkennbaren und dem Unerkennbaren.« (Wenzel 1998: 17)

Nun stellt sich im Anschluss an dieses Programm einer Verwissenschaftlichung der Metaphysik die Frage, inwiefern man hier von einer genuin konstruktivistischen Position sprechen kann. Die aktuelle Literatur zum Konstruktivismus hat eine solche Erörterung bislang weitgehend ausgespart.<sup>8</sup> Entweder wird Kant wie bei Ernst von Glaserfeld ohne

des Objekts selbst (die nur einen Teil für uns reservierte), sondern auf eine Unterscheidung, die vom reinen Denken notwendigerweise vorgenommen wird. Bei allen Problemen dieser Unterscheidung würde die Streichung des ›Dings an sich‹, wie sie Fichte schließlich vorgenommen hat, für Kant gleichermaßen wie die Preisgabe des transzentalen Subjekts, das Ziel, die Wissenschaftlichkeit der Metaphysik zu begründen, in Frage stellen, da nicht mehr garantiert werden könnte, dass die Erkenntnistheorie nicht in Subjektivismus und Relativismus absinkt.

8 Selbst dort, wo eine Diskussion des Konstruktivismus bei Kant angestrebt ist, werden die entscheidenden Fragen ausgespart, es wird vielmehr bereits mit der Prämisse begonnen, dass Kant konstruktivistisch argumentiert. Nicht zuletzt bleiben damit auch die Differenzen zum soziologischen Konstruktivismus im Dunkeln. Vgl. ex. Geier 2011; Müller 2005.

weitere Diskussionen einfach zum Vorgänger deklariert oder es wird erst gar nicht nach der Herkunft des konstruktivistischen Programms vor dem zwanzigsten Jahrhundert Ausschau gehalten, so dass eine genauere Diskussion hierüber noch aussteht. Halten wir uns an bloße Begrifflichkeiten, so besteht zunächst wenig Anlass bei Kant von einem konstruktivistischen Programm zu sprechen. Zwar verwendet Kant an mehreren Stellen in der *Kritik der reinen Vernunft* den Begriff der ‚Konstruktion‘, bezieht diesen jedoch stets auf die mathematische und geometrische Logik (vgl. Kant 1974b: B865/A837, S. 699). In den zwei Arten der Erkenntnis a priori – der philosophischen und der mathematischen – wird allein bei der letzteren von Konstruktionen gesprochen: Während die philosophische Vernunfterkenntnis eine aus Begriffen sei, gelte die mathematische Vernunfterkenntnis als eine aus der Konstruktion von Begriffen. Gemeint ist damit bei Kant weder, dass diese Begriffe im Gegensatz zur philosophischen Erkenntnis *als Begriffe* konstruiert seien oder es die Mathematik mit bloßen Selbstkonstruktionen von Welt zu tun hat. Der Begriff der Konstruktion zielt hier vielmehr auf die Methode der Veranschaulichung eines Begriffs mithilfe von Darstellung, wie sie in der Geometrie typischerweise mithilfe einer Zeichnung erfolgt.<sup>9</sup> In der späteren Schrift *Über eine Entdeckung, nach der alle neue Kritik der reinen Vernunft durch eine ältere entbehrlich gemacht werden soll* aus dem Jahr 1790 verallgemeinert Kant den Konstruktionsbegriff schließlich auf »alle Darstellung eines Begriffs durch die (selbsttätige) Hervorbringung einer ihm korrespondierenden Anschauung« (Kant 1977a: BA12, S. 302) und unterscheidet zwischen einer reinen und einer empirischen bzw. einer schematischen und einer technischen Konstruktion, die im ersten Fall auf das philosophische und im zweiten Fall auf das geometrische Erkennen bezogen ist. Beides bezieht sich jedoch strikt auf Erkenntnis a priori, wie er auch in der *Logik* deutlich macht: »Wir konstruieren Begriffe, wenn wir sie in der Anschauung a priori ohne Erfahrung darstellen, oder, wenn wir den Gegenstand in der Anschauung darstellen, der unserem Begriffe von demselben entspricht.« (Kant 1977b: A22, S. 446)

Diesem (eher konventionellen) Sprachgebrauch folgend wird der Begriff der Konstruktion bei Kant also auf eine Darstellungsmethode der Erkenntnis und nicht – wie im späteren Konstruktivismus – auf das Verhältnis von Begriff und Gegenstand oder Sprache und Welt bezogen.

<sup>9</sup> Konstruktion bezieht sich hier gar nicht auf den Erkenntnisvorgang, sondern im engen Sinne nur auf den Darstellungsvorgang beim Erkennen. Demgemäß ist die philosophische Erkenntnis rein (da sie ohne Verbildlichung oder Vergegenständlichung auskommt), während die mathematische/geometrische in dem Sinne konstruierend ist, als sie den Umweg über das Konstruieren der Anschauung gehen kann – Kant spricht hier auch von einer »nicht empirischen Anschauung« (Kant 1974b: B741/A713, S. 613).

Rein begrifflich geht es also weniger um die Frage der möglichen oder unmöglichen Repräsentation der Gegebenheiten der äußeren Welt im Verstand, sondern um Erkenntnistechniken jenseits von Erfahrung und Gegenstand. Angesichts dessen wird deutlich, dass die Formulierung aus der berühmten *Vorrede zur zweiten Auflage* der *Kritik der reinen Vernunft*, in der Kant bei der Schilderung der ›Revolution der Denkart‹ der Mathematik ebenfalls von ›Konstruktion‹ spricht, nicht bereits als Bekenntnis zum konstruktivistischen Erkenntnisprogramm gelesen werden kann (vgl. Kant 1974a: BXII, S. 22).

Näher an der Relation zwischen Erkenntnis und äußerer Welt befindet sich bei Kant der Begriff der Konstitution, dem theoriesystematisch auch eine zentralere Stellung zukommt. Da es bei Kant weniger um die Erschaffung, Bildung und Fabrikation von Wissen, sondern um die Erkennbarkeit der Außenwelt und die Konstitution von Sachverhalten innerhalb der Verstandeskategorien geht, zielt die Argumentation auch nicht auf die aktive Produktionsleistung der Konstruktion von Wirklichkeit oder gar auf gesellschaftliche Wirklichkeit. Es geht vielmehr um abstrakte Denkprinzipien, deren Hauptgegenstand die Logik der Erkenntnis und das prinzipielle Verhältnis von Außenwelt und Erkennen ist. Dementsprechend bezieht sich der Konstitutionsbegriff auf jenes Grundvermögen, das verbürgt, dass Erkenntnis überhaupt möglich ist. Folglich ist es präziser, hier nicht von einer Konstruktions-, sondern von einer Konstitutionstheorie zu sprechen. Dass der Ansatz dennoch als wesentlicher Schritt zum Konstruktivismus begriffen werden kann, liegt daran, dass die Philosophie Kants die für den Konstruktivismus wichtige Hinwendung auf epistemologische Fragen vollzieht. Darauf hin deutet vor allem, dass Kant bei der Frage des Erkennens von ›Was‹-Fragen auf ›Wie‹-Fragen umstellt. In diesem Sinne enthält der Gedanke, Wissen und Erkenntnis nicht auf das empirisch Mannigfaltige, sondern auf Begriff und Verstandeskategorien zu beziehen, ein zwar so nicht explizit begrifflich benanntes, aber dennoch in sich konstruktivistisches Argument. So liegt die Nähe zum späteren Konstruktivismus nicht allein in der Fokussierung auf die Frage, wie die Welt uns erscheint und was wir über sie wissen können, sondern bereits in der Frageperspektive selbst, die eine spezifische Disposition der modernen Erkenntnistheorie ankündigt und wesentliche Schritte hin zu einer konstruktivistischen Argumentation vorzeichnet. Was Kant aber vom späteren erkenntnistheoretischen Programm des Konstruktivismus unterscheidet, ist, dass die Kategorien des Verstandes hier keineswegs den Beigeschmack des Kontingenten oder Solipsistischen haben. Diese Kategorien sind bei Kant alles andere als gesellschaftlich bedingte oder bloß subjektiv gültige Weisen der Erkenntnis, denn sie beziehen sich – in den Begriffen Kants – nicht auf das *empirische* Subjekt. Es sind im Gegenteil a priori gültige und damit überhistorische, allgemeine Kategorien, deren Objektivität dadurch gewähr-

leistet ist, dass sie im *transzentalen* Subjekt – gedacht als Einheit der Apperzeption – zusammenlaufen. Entsprechend ist es angebracht, Kant lediglich als – wenngleich wesentlichen – Vorläufer des Konstruktivismus zu begreifen. Denn auch wenn er mit dem späteren Konstruktivismus die Einsicht teilt, dass man es bei Erkenntnis nicht mit einer Widerspiegelung der äußeren Realität zu tun hat und »daß die Welt unserer Erfahrung unter dem Aspekt menschlicher Kategorien und Konzepte strukturiert ist« (Knorr Cetina 1997: 129), gilt es die zentrale Differenz anzuerkennen, die durch die Figur des transzentalen Subjekts markiert wird. Diese »verhindert« bei Kant, dass das konstruktive Moment der Erkenntnis wie im späteren Konstruktivismus als contingent gedacht wird, wodurch auch die gesellschaftliche Ebene der Konstruktionen notwendigerweise ausgespart bleiben muss. Wenn also bei Kant (trotz allem und gegen dessen eigenen Begriffsgebrauch) von Konstruktionen gesprochen werden soll, so darf nicht übersehen werden, dass diese stets an eine apriorische Logik gebunden bleiben.

Wie in den folgenden Abschnitten gezeigt wird, ebnet erst die Preisgabe dieser erkenntnisverbürgenden Kategorie in der Philosophie im späten neunzehnten Jahrhundert einer genuin konstruktivistischen Argumentation den Boden, auf der schließlich auch der soziologische Konstruktivismus aufbaut. Obwohl Kants Wirkung bei all dem kaum überschätzt werden kann, vollziehen sich die entscheidenden Weichenstellungen erst in den erkenntnistheoretischen Diskussionen des neunzehnten Jahrhunderts, die sowohl die Wissenschaftstheorie als auch die empirischen Wissenschaften betreffen. Es ist dementsprechend notwendig, diese Entwicklungen in den folgenden Abschnitten nachzuzeichnen. Dabei gilt es allerdings zu betonen, dass die Auswahl der Autorinnen und Autoren und Themen anders hätte ausfallen können und auch keinen Anspruch auf Vollständigkeit besitzt. Es geht mir nicht darum, ein ausführliches Bild der geistigen Situation der Zeit zu zeichnen, sondern die angesprochene paradigmatische Verschiebung an hierfür charakteristischen Positionen zu diskutieren. Die herausgegriffenen Autoren sind für die Disposition des soziologischen Konstruktivismus – insbesondere im deutschen Sprachraum – von entscheidender Bedeutung und besitzen folglich exemplarischen, nicht erschöpfenden Gehalt. Gleichwohl ist ihnen gemeinsam, dass sie bei der Etablierung der Soziologie eine maßgebliche Rolle spielten.

## 2.2 Konstruktivistische Vorläufer im neunzehnten Jahrhundert

Die Entwicklung der Wissenschaften im neunzehnten Jahrhundert ist in vieler Hinsicht Kant nicht gefolgt. Was die Wissenschaften jedoch in den meisten Fällen implizit oder explizit in eine Reihe zu Kant stellte, war die Treue oder Nähe zu bestimmten Fragerichtungen der Kantschen Philosophie und zu bestimmten Aufgabenstellungen, die Kant der Philosophie hinterlassen hat. Während der deutsche Idealismus, in der Gestalt bei Fichte oder Hegel, für die empirischen und immer mehr experimentell arbeitenden Wissenschaften nicht sonderlich interessant war und folglich keine nennenswerte Rolle spielte, war Kant für die Philosophie des späteren neunzehnten Jahrhunderts aus mehreren Gründen (wieder) anschlussfähig. Parallel zum Aufstieg des Neukantianismus, der sich bis zur Jahrhundertwende zur dominanten und tonangebenden Universitätsphilosophie in Deutschland entwickelte, war somit auch die explosionsartige Verbreitung der experimentellen Wissenschaften ein Garant für die Fortführung bestimmter Kantscher Fragestellungen – obschon zahlreiche teils pragmatisch, teils erkenntnistheoretisch begründete Modifikationen vorgenommen wurden (vgl. Daston/Galison 2007; Schnädelbach 1983). Auch wenn eine Skizze dieses Zeitraums, der für die genaue Begründung und Profilierung der deutschen Soziologie von entscheidender Bedeutung ist, kein einheitliches Bild hervorbringen mag, lassen sich einige Grundzüge dieser Veränderungen bündeln. Denn in erster Linie »ist die Geschichte der Philosophie im Jahrhundert der Wissenschaft wesentlich eine Geschichte philosophischer Reaktionen auf das, was in der Wissenschaft und mit der Wissenschaft in einer veränderten Kultur geschieht« (Schnädelbach 1983: 118).

Vor diesem Hintergrund geht es in diesem Abschnitt darum, eine wohlgemerkt kurSORISCHE und unvollständige Skizze der Wandlungen und Verschiebungen erkenntnis- und wissenschaftstheoretischer Konzepte zu geben. Im Blick gilt es dabei zu behalten, dass die Stoßrichtung dieser Ausführungen auf die Frage zuläuft, welche philosophischen, erkenntnistheoretischen und wissenschaftlichen Entwicklungen dieser Zeit den Boden für konstruktivistische Argumentationsweisen der späteren Soziologie bereitet haben. Drei Punkte sollen skizzenhaft angesprochen werden: *erstens* die erkenntnistheoretische Radikalisierung des Kantianismus, vor allem im Neukantianismus, *zweitens* die z.T. eng damit verbundene historistische Wende der Philosophie sowie *drittens* die Modifikationen von naturwissenschaftlicher Erkenntnis und Methode. Erst aus dieser Gemengelage heraus lässt sich ein Blick auf die Begründung der Soziologie werfen, die in ihrer Spannung zum naturwissenschaftlichen

Erkenntnismodell zumindest im deutschen Sprachraum im Wesentlichen aus dem Geist der Hermeneutik erfolgte. Ich sehe in diesem Abschnitt ab von den im engeren Sinne philosophischen Diskussionen und Modifikationen des Kantischen Systems, wie sie etwa bei Fichte, Hegel, Schopenhauer und Nietzsche anzufinden sind. Diese Positionen interessieren hier nur, soweit sie unmittelbar in die soziologisch relevante Disposition des Konstruktivismus eingegangen sind.

(1) *Die metaphysikkritische Rückkehr zu Kant:* Insbesondere im deutschen Sprachraum fällt das Abklingen des Idealismus seit den 1830er-Jahren mit einer Rückkehr zu Kant zusammen. Die Philosophie, die im neunzehnten Jahrhundert schließlich am deutlichsten an Kant anschließt ist der Neukantianismus. Motiviert wird der Bezug auf Kant insbesondere durch die erneute Orientierung an der Wissenschaftlichkeit der Philosophie, die nun nicht nur gegen den Systemanspruch des deutschen Idealismus in Anschlag gebracht wird, sondern auch die zunehmende Infragestellung der Philosophie insgesamt verhindern soll. Während diese Forderung für Kant aber noch beinhaltete, die Disziplin der Metaphysik wissenschaftlich zu untermauern, stellt sich die Situation im neunzehnten Jahrhundert anders dar. Denn während das Ideal der Wissenschaftlichkeit durch den Aufstieg der naturwissenschaftlichen Disziplinen quasi von selbst bestärkt wurde und sich auch hierin neu definierte, war das Ansehen der Metaphysik derart beschädigt, dass sich Wissenschaftlichkeit geradezu nur über das Ausklammern metaphysischer Fragestellungen definieren konnte. Entsprechend war das Bemühen um die Reformulierung der Philosophie vor die Alternative zwischen Metaphysik oder Wissenschaft gestellt – eine Gegenüberstellung, die gleichwohl keine wirkliche Wahl zuließ, denn spätestens seit Mitte des neunzehnten Jahrhunderts schien diese Frage »eindeutig gestellt und ebenso eindeutig zugunsten der Wissenschaft entschieden zu sein« (Schnädelbach 2000: 47). So geht die Rückkehr zu Kant im neunzehnten Jahrhundert schließlich einher mit der Abwendung von der Metaphysik und der Geburt der Erkenntnistheorie, die nun zu einer primären Aufgabe der Philosophie wurde.<sup>10</sup> Am markantesten zeigt sich dies sicher in dem richtungsweisenden Vortrag von Eduard Zeller *Über Bedeutung und Aufgabe der Erkenntnistheorie*, der sich um eine Neuausrichtung der Philosophie bemüht, die diese mit dem aktuellen Wissenschaftsverständnis in Einklang bringen sollte (Zeller 1862). Ein deutlicher Indikator hierfür ist auch, dass an der philosophischen Erneuerung des Kantischen Systems nicht

<sup>10</sup> Die damit begründete Bevorzugung von Epistemologie vor Ontologie ist nicht nur ein entscheidender Vorgriff auf das konstruktivistische Denken, sondern auch ein Hinweis darauf, dass Hegel in dessen Genealogie kein Platz zu kommt. Zu beobachten ist dies insbesondere daran, dass marxistische und

nur Philosophen, sondern auch angesehene Naturwissenschaftler wie Hermann von Helmholtz beteiligt waren. Auch wenn die metaphysisch-skeptische Reformulierung der Erkenntnistheorie in den verschiedenen Schulen des Neukantianismus (›Marburger‹ und ›Südwestdeutsche Schule‹) durchaus unterschiedliche Wege einschlägt, stimmen all diese Positionen in der anvisierten Fragerichtung überein. Es ging ihnen um eine Rehabilitierung der Philosophie als einer kritischen Erkenntnistheorie, die sich damit auch gegenüber einem naiven Materialismus behaupten konnte. Zwei zentrale Konsequenzen sind darin enthalten: *Erstens* geht damit eine weitere Distanzierung von den ›Dingen an sich‹ einher, so dass noch deutlicher als bei Kant die Geltungsbedingungen von Aussagen, Erkenntnissen und schließlich auch Werten eine Rolle spielen. Und damit verbunden rückt *zweitens* die Ebene des Kulturellen deutlicher in den Blick. Für den Neukantianismus ist sie nicht nur ein strategischer Einsatzpunkt gegenüber dem Naturalismus, sie wird auch als Anzeichen einer drängenden Aufgabe der Zeit begriffen. Aus diesem Grund lässt sich mit Friedrich Tenbruck der Neukantianismus insgesamt als ›Philosophie der modernen Kultur‹ begreifen, da er sich die Aufgabe stellte, »wie die moderne Kultur, in der der Mensch zu sich selbst kommen sollte, zu verwirklichen sei« (Tenbruck 1994: 80). Die zunächst angestrebte erkenntnistheoretische Fundierung der Philosophie schien den Neukantianern erforderlich, um die Philosophie mit dem Anwachsen der naturwissenschaftlichen Erkenntnisse und deren zunehmender Durchdringung des gesamten sozialen Lebens Schritt halten zu lassen (vgl. Holzhey 2004: 34). Dies verschiebt das Leitmotiv gegenüber Kant von dem Bemühen die Philosophie wissenschaftlich zu fundieren auf die Frage, wie sie selbst Wissenschaftsstatus erlangen kann.<sup>11</sup>

Besondere Bedeutung für die spätere Begründung der Soziologie und darüber vermittelt schließlich auch für die Kontur des konstruktivistischen Programms hat dabei die *Südwestdeutsche Schule* um Rickert. Durch ihre wertphilosophische Orientierung und die Profilierung des Unterschieds zwischen Natur- und Kulturwissenschaften erlangt sie vor allem durch Max Weber maßgeblichen Einfluss auf die Fragestellungen und Begründungsfiguren soziologischen Denkens (vgl. Merz-Benz 1990). Darüber hinaus ist ihre grundlegende Wirkung auf die spezifisch deutsche Kulturphilosophie festzuhalten, die bis heute noch als Einspruch ge-

hegelianische Soziologien – und damit auch die gesamte Kritische Theorie – bis heute dem konstruktivistischen Begriffsgebäude überaus distanziert gegenüberstehen. Auf eine ähnliche Distanz verweist Richard Rorty im Hinblick auf die Geburt der Erkenntnistheorie: »Die Begriffsbildung ›Erkenntnistheorie‹ wurde erst geläufig und respektabel, nachdem Hegel jedermann abgedroschen vorkam.« (Rorty 1987: 152f.) Vgl. allgemein zur Entstehung der Erkenntnistheorie ebd.: 149ff.

<sup>11</sup> Vgl. hierzu ausführlich Schnädelbach 1983: 118ff.

genüber jenen neueren Kulturtheorien wirkmächtig ist, deren Einflüsse oftmals eher aus den britischen ›cultural studies‹ oder dem vorwiegend französischen Poststrukturalismus herrühren.<sup>12</sup>

(2) *Historismus*: Dass der Neukantianismus das Kantsche System erkenntnistheoretisch radikalisiert hat, ist nur eine Seite der Umbrüche des neunzehnten Jahrhunderts. Neu hinzu kommt in diesem Jahrhundert, in dem, wie Nietzsche es später formuliert, »wir Alle an einem verzehrenden historischen Fieber leiden« (Nietzsche 1988: 246), das Bewusstsein des Historischen, das besonders im deutschen Sprachraum im Historismus seinen Höhepunkt erlebt. Der die bisherigen Erfahrungen und Gewissheiten erschütternde gesellschaftliche Wandel lässt auch das Denken nicht unverändert, wie Plessner rückblickend notiert: »In der Lage allgemeiner Ratlosigkeit vertiefte sich die Erkenntnis von der Macht der Geschichte über das menschliche Wesen und seine Freiheit, von der geschichtlichen Bedingtheit und Begrenztheit selbst solcher Entscheidungen, deren Fragen auf zeitlose Dinge zielen und so darüber hinauszureichen scheinen.« (Plessner 2003a: 297) Im Anschluss an den durch die Neuzeit angestoßenen Prozess der ›Singularisierung der Geschichte‹ (vgl. Koselleck 1989: 50f.) wird Historizität immer mehr zur »Seinsweise aller dessen, was uns in der Erfahrung gegeben wird und »zum Unumgänglichen unseres Denkens« (Foucault 1974: 271).<sup>13</sup> Diese grundlegende Orientierung auf Geschichtlichkeit verschärft sich jedoch im 19. Jahrhundert noch weiter: Denn im Unterschied zu Hegel und den nachfolgenden Geschichtsphilosophien suspendiert der maßgeblich den deutschen Sprachraum (und damit auch die spezifisch deutsche Ausprägung der Geisteswissenschaften) bestimmende Historismus jegliche Idee der Finalisierung oder des Absoluten (vgl. Rickert 1929 sowie Knoblauch 2010: 79). Er formuliert eine Philosophie, die – wie Ernst Troeltsch es in seiner Kritik formuliert hat – »keinerlei Platz übrig hat für absolute, überall gleiche rationale Wahrheiten und Ideale« (Troeltsch 1924: 318).<sup>14</sup>

<sup>12</sup> Diese länderspezifischen Differenzen können hier nur angedeutet werden, eine ausführliche Untersuchung hierzu – die auch einige bis heute bestehende Rezeptionsblockaden aufhellen könnte – steht bislang noch aus. Anschließen könnte eine solche Studie an Wolf Lepenies vielbeachtetes Werk *Die drei Kulturen*, dessen Hauptinteresse gleichwohl dem 19. Jahrhundert gilt (vgl. Lepenies 2002).

<sup>13</sup> Vgl. hierzu auch Foucaults Schrift zu Kant, die genau diese historisierende Wendung von Kant diskutiert (Foucault 2010).

<sup>14</sup> Zutage tritt dies auch an der Bemerkung Nietzsches: »Das Neue an unserer jetzigen Stellung zur Philosophie ist eine Überzeugung, die noch kein Zeitalter hatte: daß wir die Wahrheit nicht haben.« (Nietzsche 1978: 225)

In der Genealogie des konstruktivistischen Denkens ist dies ein bedeutender Schritt, da hier die Kantsche erkenntnistheoretische Frage auf Geschichte gewendet wird und damit gegenüber der statischen Konzeption der Vernunft das »Dynamisch-Werden des Materials« (Mannheim 1964a: 302) betont wird. Eine geradezu paradigmatische Verdichtung findet diese Wende in dem Programm Diltheys, an die Stelle der Kantschen ›Kritik der reinen Vernunft‹ eine ›Kritik der historischen Vernunft‹ zu stellen, die sich zumindest auf dem Gebiet der Geisteswissenschaften von einer abstrakt-geschichtslosen Beschreibung kategorialer Denkschemata verabschiedet. Dies hat nicht nur zahlreiche erkenntnistheoretisch relevante Brüche zur Folge, sondern ermöglicht auf eine bestimmte Weise überhaupt erst, einerseits das historische Gewordensein zu einem zentralen Problem zu machen und andererseits das Denken selbst als historisch und damit als eminent wandelbar zu beschreiben. Dieser doppelte Umbruch, durch den – in der etwas pathetischen Formulierung von Dilthey – die Geschichte »eine neue Würde« erhält (Dilthey 1990: 124), ist nicht zuletzt auch eine Vorbedingung für die Ausbreitung und Akzeptanz konstruktivistischer Argumentationsfiguren.<sup>15</sup> Insbesondere die Wissenssoziologie ist hiervon maßgeblich beeinflusst (vgl. Knoblauch 2010: 79ff.). Denn dass soziologische Argumentationsfiguren hieran anschließen konnten, ist nicht verwunderlich, bedenkt man, dass die zu erkennenden Gegenstände nunmehr stets als historisch Gewordene vorgestellt wurden, deren Erfassung nicht länger von einer allgemeinen Philosophie der Erkenntnis erwartet wurde. Obschon die Historie zu dieser Zeit die bestimmende Kraft bleibt, ist der Sache nach bereits die Orientierung auf eine Soziologie der Erkenntnis vorgezeichnet.

Trotz allem darf dabei aber nicht übersehen werden, dass diese erkenntnistheoretische Umwendung ins Historische letztlich aus einer doppelten Frontstellung resultiert, die vollends zutage tritt, wenn man neben Diltheys zahlreiche Schriften zur ›Kritik der historischen Vernunft‹ noch Heinrich Rickerts *Die Grenzen der naturwissenschaftlichen Begriffsbildung* von 1896 setzt (Rickert 1929). Denn dann zeigt sich, dass die Absage nun nicht allein auf dem Terrain der Philosophie gegenüber einer analytisch-abstrakten Erkenntnistheorie und einer Geschichtsphilosophie im Zeichen des Absoluten erfolgt, sondern auch gegenüber den fortschreitenden Naturwissenschaften. Somit ist die Begründung der Geisteswissenschaften als eigenständigem Forschungszweig mit eigenlogischen Gegenstandsbereichen in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhundert die Konsequenz einer Absatzbewegung auf zwei konzeptionellen Ebenen.

<sup>15</sup> Dies lässt sich nur konzeptionell, nicht aber rein begrifflich halten, da Dilthey mit der grundsätzlichen Unterscheidung von Natur- und Geisteswissenschaften den aus der Geometrie hergeleiteten Kantschen Konstruktionsbegriff strikt für die Untersuchung geistiger Gebilde ablehnt.

nen und mit zwei Frontlinien: Denn in Anschlag gebracht wurde neben dem Fundament des Historischen zugleich die Ebene des Erlebens, die sich eben dadurch auszeichne – so die Grundintuition Diltheys –, dass sie weder auf abstrakte Verstandeskategorien noch auf bloß physiologische Regungen reduzierbar sei. Gleichsam aus dieser Gemengelage heraus entstand schließlich die – zuerst vom Neukantianer Wilhelm Windelband formulierte – Gegenüberstellung zwischen einem an Gesetzen orientierten ›nomothetischen‹ und einem am Einzelgeschehen und Fragen der Wertung orientierten ›idiographischen‹ wissenschaftlichen Denken (vgl. Windelband 1915: 145), die später zur Scheidelinie zwischen Natur- und Kulturwissenschaften wurde. Diese Profilierung, die im Aufstieg der Lebensphilosophie allerdings wieder in eine partielle Abkehr von der Geschichte umschlägt, macht unmissverständlich deutlich, dass neben der klassischen Philosophie auch die Naturwissenschaften im Zentrum der Absatzbewegung des Historismus stehen.

(3) *Strukturwandel der Wissenschaften:* An den Bemerkungen zur Entstehung des historistischen Denkens und der Neuorientierung der Philosophie an den aktuellen Wissenschaften lässt sich bereits ablesen, dass diese Entwicklungen zu einem großen Teil von außerphilosophischen Faktoren bestimmt sind. Insbesondere der Strukturwandel der Wissenschaften hat einen erheblichen Anteil an den Veränderungen des philosophischen Denkens im neunzehnten Jahrhundert. Da sich die empirischen Wissenschaften allmählich von der engen Verbindung mit der Philosophie lösen, werden nicht nur metaphysische Begründungen zurückgewiesen; vielmehr »erscheinen philosophische Begründungen in der Wissenschaft oder von Wissenschaft überhaupt plötzlich als entbehrlich« (Schnädelbach 1983: 90). Zusammen mit dem allgemeinen Strukturwandel der Gesellschaft vollzieht sich im neunzehnten Jahrhundert auch ein Grundlagenwandel der Wissenschaften, in dem sich vor allem die aufstrebenden Naturwissenschaften fortan – gegen die Metaphysik, den hegelischen Anspruch aufs Absolute und den vom Idealismus herführenden Primat der Philosophie – als Forschungswissenschaften neu konturieren. Die Ausgliederung der Naturwissenschaften aus den Philosophischen Fakultäten, die mit der Gründung der ersten naturwissenschaftlichen Fakultät an der Universität Tübingen 1863 ihren Anfang nimmt, ist nur das äußerlich sichtbarste Zeichen für diesen Wandel.

Parallel zur Ablösung von der Philosophie verändert sich schließlich auch das Wissenschaftskonzept selbst. Die noch mit der Philosophie verbundene Wissenschaft vor dem neunzehnten Jahrhundert stimmte noch weitgehend mit der Definition Kants überein, nach der eine jede Lehre dann Wissenschaft genannt werden kann, »wenn sie ein System, d.i. ein nach Prinzipien geordnetes Ganze [sic!] der Erkenntnis« (Kant 1991: AIV, S. 11) darstellt. Demgegenüber konturiert sich Wissenschaft nun-

mehr als experimentale Forschungswissenschaft und ist weniger auf eine systematische Erfassung und Sicherung von Wissen gerichtet, sondern vollzieht in einer historischen und prozeduralen Wende eine Öffnung auf die stetig wandelbare Erfahrung und auf Anwendbarkeit. Diese Umstellung von Systematizität auf Funktionalität konturiert die angewandten Wissenschaften als Erfahrungswissenschaften neu. Sie läutet damit das Ende der Epoche ein, in der die Philosophie als Grundlagendisziplin aller Fächer begriffen wurde; jener Epoche, die der Mediziner Rudolf Virchow 1893 in einem Vortrag an der heutigen Humboldt-Universität mit dem bezeichnenden Titel *Die Gründung der Berliner Universität und der Übergang aus dem philosophischen ins naturwissenschaftliche Zeitalter* rückblickend treffend beschreibt:

»Die philosophische Fakultät stellte gewissermassen den Mikrokosmos der Universitas dar. Die anderen Fakultäten erhielten dadurch mehr die Stellung von Fachschulen; selbst die medicinischen Fakultäten, obwohl sie häufig Lehrstühle für Chemie, Botanik und Naturkunde enthielten, konnten sich dem nicht ganz entziehen. Je kräftiger sich dann die eigentliche Philosophie entwickelte, um so mehr erschien sie als der wirkliche Mittelpunkt oder geradezu als die höchste Spitze der gelehrten Studien. Ihre Methode wurde maassgebend auch für die Specialfächer.« (Virchow 1893: 12 [sic!])

Während so das Wissenschaftstempo im neunzehnten Jahrhunderts weitgehend von den experimentellen und empirischen Wissenschaften in ihrer spezifisch nachidealistischen Kontur vorgegeben wird, befindet sich die Philosophie in einer Position, in der sie entweder – wie vor allem im Marburger Neukantianismus – die synthetisierende Kraft der Philosophie gegenüber den zahlreichen einzelwissenschaftlichen Erkenntnissen proklamieren oder gegenüber den Naturwissenschaften die eigenständige Sphäre der Geisteswissenschaften für sich beanspruchen kann.<sup>16</sup> Entscheidend ist hierbei, dass sich selbst die Neukonturierung der Philosophie als Erkenntnistheorie, obwohl sie prinzipiell der Entwicklung der Wissenschaften zu folgen beansprucht, genau genommen nicht mit dem *experimentellen* Erkenntnisvorgang beschäftigt. Statt empirisch an dem konkreten Wissen der Forschung interessiert zu sein, konturiert sich die Erkenntnistheorie als grundsatztheoretisch ausgerichtete Begleitung der

<sup>16</sup> Es bleibt natürlich auch noch die Orientierung auf die Geschichte der Philosophie und die damit einhergehende Konstruktion und Pflege von Klassikern. Für eine Darstellung der unterschiedlichen Reaktionen der Philosophie auf diese Umbrüche im neunzehnten Jahrhundert und deren anhaltende Wirkung auf die Kontur der Philosophie im zwanzigsten Jahrhundert vgl. Schnädelbach 1983.

Wissenschaften.<sup>17</sup> Für die spezifische Ausprägung der deutschen Soziologie war aber ohnehin stärker die zweite Option bestimmt, was nicht zuletzt an den inhaltlichen Überschneidungen der Gründungsgeneration mit dem historistischen Denken und der Südwestdeutschen Schule des Neukantianismus sichtbar wird.

## 2.3 Die Geburt der Soziologie und der Geist der Hermeneutik

Es ist diese beschriebene Konstellation des Denkens, in der sich schließlich um die Jahrhundertwende die Soziologie in Deutschland als akademische Disziplin herausbildet. Historismus und Neukantianismus haben hier – zumal als spezifisch deutsche Erscheinungen – einen wichtigen Anteil am Profil der deutschen Soziologie, der – wenn auch mit Brüchen und Transformationen – bis heute bei der Rezeption von Sozialtheorien aus anderen Ländern aufzuspüren ist.<sup>18</sup> Denn während die englische Soziologie von Anbeginn eher auf Empirismus und Utilitarismus aufbaute und die amerikanische Soziologie eher pragmatistisch ausgerichtet war, bildet sich die französische Soziologie seit Comte entlang der Diskussionen um den Positivismus – und damit um eine Position, die hierzulande aufgrund der spezifischen Kontur der deutschen Soziologie gerade als Abgrenzung folie von Belang war. Eine Konsequenz hieraus, die auch für die Diskussion Latours relevant ist, betrifft das Verhältnis zum bzw. die Differenz gegenüber dem naturwissenschaftlichen Wissen. Der Positivismus steht konzeptionell der naturwissenschaftlichen Methode nahe und vertritt eine Position, die zunächst von keinen grundsätzlichen Differenzen zwischen Geistes-, Natur- und Sozialwissenschaften ausgeht. Da die Ablehnung einer solchen Position in Deutschland nachgerade zum Gründungsbewusstsein der Soziologie gehört, hat sich eine Barriere gegenüber monistischen und vermeintlich szientistischen Positionen nachhaltig im Selbstverständnis des Faches institutionalisiert, die in vielen Ansätzen bis heute fortbesteht. Insbesondere zwei Folgewirkungen sind mit dieser Ausrichtung der deutschen Soziologie verbunden: Einerseits hat dies zu einigen Hindernissen bei der Rezeption anders gelagerter soziologischer

<sup>17</sup> Die hier angedeutete Diskussion wissenschaftstheoretischer Fragen wird vor allem im siebten und achten Kapitel dieses Buches fortgeführt. Vgl. hierzu auch Hacking 1996.

<sup>18</sup> Einen gänzlich anderen Weg bestreitet der Pragmatismus vor allem bei William James, der dafür plädiert, die experimentale Ausrichtung der Wissenschaften auch auf die Philosophie zu übertragen. Eine ähnliche Argumentation findet sich schließlich – in direktem Anschluss an James – bei Latour. Vgl. James 2006; Latour 2008a; Stäheli 2009.

Positionen geführt und andererseits hat dies eine in vielen Aspekten verzerrte Wahrnehmung der Naturwissenschaften zur Folge gehabt, da diesen oftmals generell und ungeprüft naturalistische und nomothetische Erklärungsmodelle zugeschrieben wurden. Da auf den Naturbegriff der Soziologie und die Beschäftigung mit den Naturwissenschaften im fünften Kapitel zurückzukommen sein wird, geht es an dieser Stelle zunächst nur um eine knappe Skizze einiger Selbstverständlichkeiten des soziologischen Denkens in Deutschland.

Ohne die Wirkung Max Webers zu überschätzen, lässt sich festhalten, dass er für die Ausrichtung der deutschen Soziologie noch mehr als Simmel, Tönnies oder Scheler prototypische Gestalt besitzt. Seine Grundlegung der Soziologie baut nicht nur auf eine Nähe zum südwestdeutschen Neukantianismus, namentlich vor allem Rickert, auf, sondern macht auch die Grundüberzeugung Diltheys zum Ausgangspunkt der soziologischen Erklärungsweise. Zwar betont er bereits im ersten Paragraph der *Soziologischen Grundbegriffe* gegen Dilthey, dass das geisteswissenschaftliche Verstehen allein für die Soziologie nicht ausreichend sein kann, sondern diese soziales Handeln auch »in seinem Ablauf und seinen Wirkungen ursächlich erklären will« (Weber 1980: 1, Hervorh. von mir, L.G.). Er nimmt jedoch die Unterscheidung zwischen Erklären und Verstehen zum Ausgangspunkt und bestimmt Sinn (und nicht Gesellschaft) als zentralen Grundbegriff der Soziologie, der – analog zu Dilthey – nicht auf äußere Gegenstände, sondern inneres Erleben bezogen ist.<sup>19</sup> Die Begründung der Soziologie erfolgt so aus der Rickertschen Trennung von Natur- und Geisteswissenschaften und im Rekurs auf das Diktum Diltheys: »Die Natur erklären wir, das Seelenleben verstehen wir.« (Dilthey 1924: 144) Durch diese Abgrenzung ist eine Anknüpfung an die Naturwissenschaften in methodisch-konzeptioneller Hinsicht weitgehend blockiert. »Es ist dies eine Situation, die weitgehend für die deutsche wissenschaftliche Welt kennzeichnend ist, in der das Erbe der historischen Schule das Eindringen der an den Positivismus gebundenen methodologischen Positionen verhindert hatte.« (Rossi 1987: 23f.)

<sup>19</sup> Dennoch bestehen einige zentrale Differenzen zu Dilthey und dem Historismus. Zum einen geht es Weber bei der historischen Erklärung, die er für die Soziologie zunächst akzeptiert, in keiner Weise mehr um die Frage nach dem Sinn der Geschichte. Zum anderen ist bei ihm die Unterscheidung zwischen Natur- und Kulturwissenschaften nicht aus der Differenz der Gegenstandsbereiche hergeleitet, sondern als methodische Unterscheidung über unterschiedliche Erkenntniszwecke bestimmt (vgl. Rossi 1987: 11). Hieraus begründet sich für ihn auch, dass idiographische und nomothetische Erklärung nicht per se voneinander getrennt und den unterschiedlichen Wissenschaften zugerechnet werden können, sondern die Soziologie zwar verstehend verfährt, jedoch hierüber zu nomothetischen Erklärungen kommen will, die über die Konstruktion von Idealtypen vollzogen werden sollen (vgl. ebd.: 17).

Weiterhin findet sich bei Weber in explizitem Anschluss an Kant eine methodologische Grundüberzeugung, die mit der Erkenntnis einsetzt, dass Begriffe die Wirklichkeit nicht abbilden. So habe die »auf Kant zurückgehende moderne Erkenntnislehre« gezeigt, »daß die Begriffe vielmehr gedankliche Mittel zum Zweck der geistigen Beherrschung des empirisch Gegebenen sind und allein sein können« (Weber 1988: 208). Der hiermit formulierte Gedanke, dass zwischen Gegenstand und Begriff bzw. Welt und Sprache keine Logik der Repräsentation existiert, ist keineswegs ein Spezifikum Webers; er ist vielmehr der kleinste gemeinsame Nenner soziologischer Forschung, die damit Elemente konstruktivistischer Argumentation von Anbeginn auch in ihrem Selbstverständnis trägt. Für eine genauere Darstellung ist es aber notwendig, sich die Begründungsfiguren anzuschauen und damit die Art und Weise in den Blick zu nehmen, wie sich diese Überzeugung artikuliert.

Für die deutsche Diskussion zu dieser Zeit ist maßgeblich, dass die Institutionalisierung der Soziologie letztlich im Geiste der Debatten um Historismus und Hermeneutik erfolgt. Im internationalen Vergleich zeigt sich, dass es ähnliche Einflüsse weder in Frankreich noch im englischsprachigen Raum gegeben hat.<sup>20</sup> Hinzu kommt, dass diese um 1900 erfolgte Profilbildung der deutschen Soziologie zugleich auch einen Bruch gegenüber den soziologischen Begründungsversuchen des mittleren neunzehnten Jahrhunderts vollzieht, wie sie nicht nur bei Marx, sondern auch bei Lorenz von Stein, Wilhelm Heinrich Riehl und Heinrich von Treitschke anzufinden sind. Die spezifische Ausprägung der deutschen Soziologie etabliert eine nachhaltige Distanz zu deren Schriften, die trotz der enormen Differenz in der jeweiligen (nicht zuletzt politischen) Positionierung noch allesamt an einem anderen Problem ausgerichtet waren. Sie kreisten letztlich nicht um die spezifische Logik von Kultur und Geistesleben, sondern darum, soziologisches Denken im Spannungsfeld von Ökonomie und Staat zu verorten (vgl. Schiera 1992). Als Kernproblem der Epoche galt noch nicht die Eigenständigkeit der Kultursphäre und die Abgrenzung gegenüber den nomothetischen Naturwissenschaften, sondern das Auseinanderdriften von bürgerlicher Gesellschaft und

<sup>20</sup> Der Unterschied lässt sich vergegenwärtigen, wenn man die deutschen Auseinandersetzungen um die universitäre Gründung der Soziologie mit denen in Frankreich vergleicht. Einerseits fehlt in Deutschland der rationalistische Einschlag, der sich bei Durkheim etwa im Vertrauen auf quantitative Methoden zeigt. Andererseits ist es aus deutscher Perspektive kaum vorstellbar, dass Tarde, der Opponent einer solchen – durkheimianischen – Soziologie, gerade auf eine *nicht-hermeneutische* Psychologie setzt.

Staat.<sup>21</sup> In diesem Sinne lässt sich für die deutsche Soziologie des neunzehnten Jahrhunderts durchaus verallgemeinern, was Lepenies in Bezug auf Riehl sagt, nämlich dass von dort aus »kein direkter Weg [...] zu jener Soziologie in Deutschland führt, die am Ende des 19. und im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts internationale Geltung besaß« (Lepenies 2002: 243).

So hat sich die Herausbildung der Soziologie als eigenständiges Fach in Deutschland bei aller Unterschiedlichkeit der Positionen vorwiegend entlang der Abgrenzung zu den nomothetischen Naturwissenschaften vollzogen. Hierdurch konnte die Soziologie jenen eigenen Bereich für sich reklamieren, der ihr ein institutionalisierbares Profil gewährte. Die entscheidende Weichenstellung dieser Selbstvergewisserung liegt in der Orientierung an Fragen der Bedeutung und des Sinngehalts sozialer Phänomene. Erst aus dieser spezifischen Profilbildung heraus, die aus der Perspektive der soziologischen Debatten des neunzehnten Jahrhunderts äußerst verwunderlich anmutet, lässt sich die weitere Entwicklung der (deutschsprachigen) Soziologie hinreichend begreifen. So liegt in den Umbrüchen des späten neunzehnten Jahrhunderts, allen voran der Etablierung der Geisteswissenschaften als eigenständiger Wissenschaftssphäre, ein entscheidender Wegbereiter nicht nur der deutschen Soziologie, sondern auch der nachfolgenden Formulierung eines spezifisch *sozialkonstruktivistischen* Theorieprogramms, das uns im nächsten Kapitel noch ausführlicher beschäftigen wird. Bereits hier sollte aber deutlich geworden sein, dass der hiervon ausgehende Konstruktivismus seine Anleihen – im Unterschied zum Operativen Konstruktivismus Luhmanns – nicht naturwissenschaftlichen Erkenntnissen entnimmt. Eine viel entscheidendere Rolle spielen wissenssoziologische Traditionenbestände. Die Wissenssoziologie baut insofern auf dem skizzierten soziologischen Selbstverständnis auf, als sie einerseits soziale Tatsachen als historisch entstandene begreift, die auf ihre Genese aus sozialen Zusammenhängen heraus befragt werden sollen und andererseits soziale Wirklichkeiten als Ergebnis von Sinnzuschreibungen (Weber) und sozialen Wechselwirkungen (Simmel) konzipiert. In Teilen findet sich dieser Zugang bereits bei Weber, der »religiöse Ideen, soziale Institutionen und individuelle Interessen in der Weise als geschichts- und gesellschaftsabhängige Faktizitäten begreift, daß sie als Konstruktionen sozialer Wirklichkeit

<sup>21</sup> Vgl. auch Gertenbach 2014. Während Lorenz von Stein und Marx den disziplinären Ort der Soziologie in der Erfassung der eigengesetzlichen ökonomischen Strukturen unterhalb des Staates sahen und weit davon entfernt waren, Soziologie als Teildisziplin der Staatswissenschaften zu profilieren, war Treitschkes Schrift *Die Gesellschaftswissenschaft* gerade gegen die Soziologie gerichtet und versuchte die Staatslehre wieder als Zentraldisziplin aufzurichten. Vgl.: Stein 1850: XIIf.; Marx 1953: 176; Treitschke 1927: 72f.

soziologisch studiert – und das heißt dann eben: rational ›rekonstruiert – werden können« (Wehrspaun 1994: 14).

Andere Pfade der Begründung eines konstruktivistischen Programms, die enger an die Naturwissenschaften anschließen, sind in der deutschen Soziologie aufgrund dieser Profilbildung zunächst verstellt. In der Breite des Faches spielen sie auch weiterhin keine zentrale Rolle, sondern werden eher reflexartig unter Naturalismusverdacht gestellt. An den Stellen, wo derartige Wege in der späteren Soziologie überhaupt beschritten werden, haben sie ihren Ursprung einerseits in psychologischen und kognitionstheoretischen Befunden und andererseits in biologischen und auch kybernetisch informierten Ansätzen. Diese aus späterer Sicht wichtige Quelle des konstruktivistischen Denkens spielt in der Soziologie bei der Formierung des Faches jedoch noch keine Rolle. Bevor die Gestalt des soziologischen Konstruktivismus genauer untersucht werden soll, gilt es aber zunächst, die Skizze der präkonstruktivistischen Formulierung der Soziologie mit einem Blick auf die Begründung der Wissenssoziologie zu beschließen, die in gewisser Weise das konstruktivistische Denken avant la lettre ausarbeitet und auch in den späteren konstruktivistischen Soziologien präsent bleibt.

## 2.4 Die Wissenssoziologie und die Standortgebundenheit des Denkens

Die Wissenssoziologie schließt an die Diskurse des späten neunzehnten Jahrhunderts an und hat ihren Einsatzpunkt vor allem dort, wo aus der erkenntnistheoretischen und empirisch-historischen Infragestellung der klassischen Philosophie eine zentrale Lücke entsteht: Während sich das Kantsche Erkenntnismodell über die apriorischen Kategorien und die Figur des transzendentalen Subjekts der Objektivität vergewisserte und so Erkenntnisstabilität sicherte, waren gerade diese beiden Momente im Laufe des neunzehnten Jahrhunderts in Frage gestellt. In diesem Sinne drohte die Erkenntnistheorie, sofern sie weiterhin die Erkenntnissfähigkeit im Subjekt festmache, in Subjektivismus und Relativismus abzustürzen. Die Gefahr des Relativismus, die seit Beginn der geisteswissenschaftlichen Debatten, besonders aber in der Wert- und Kulturkrise um die Jahrhundertwende stets beschworen wurde (vgl. Lichtblau 1996), konnte die Wissenssoziologie zum Ausgangspunkt nehmen, den Fokus von Erkenntnissfähigkeit allgemein auf Erkenntnisse im Sinne von Wissen zu verlegen und dieses zugleich nicht mehr im solitären oder gar transzendentalen Subjekt, sondern in gesellschaftlichen Kollektiven zu verankern. Sie schloss damit an die Diskussion um den Begriff der Weltanschauung an, mit dem spätestens seit der historistischen Wende die aus

dem konkreten Erleben und der unmittelbaren Erfahrung resultierende Perspektivität der Weltbetrachtung bezeichnet wurde (vgl. Dilthey 1931), wendete diese jedoch deutlicher auf die Frage nach deren sozialer Bedingtheit. Dies führte nicht zuletzt dazu, dass sie sich von der Ebene der ‚gepflegten Semantik‘, also der Ideen- und Begriffsgeschichte sowie der Philosophie selbst ein schrittweit abwandte und das Alltagswissen zum zentralen Gegenstand wissenssoziologischer Forschungen machte.<sup>22</sup>

Die Grundüberzeugung Mannheims lässt sich vor dem Hintergrund der Debatten des neunzehnten Jahrhunderts wie folgt beschreiben: Zunächst ist festzuhalten, dass Mannheim der erkenntnistheoretischen Wendung Kants hin zum Subjekt weitgehend zustimmt und sich zudem um eine wissenssoziologische Erklärung dieses Wandels bemüht. So steht für ihn fest, dass die sozialhistorischen Umbrüche keine andere Alternative übrig ließen, »als das Verfahren umzukehren und die Natur und das Vermögen des menschlichen Erkenntnisaktes vom Subjekt aus zu bestimmen, um auf diese Weise die objektive Existenz im denkenden Subjekt zu verankern« (Mannheim 1995: 14). Gleichzeitig ist er aber davon überzeugt, dass die Annahme »der Produzierbarkeit des Weltbildes durch den Erkenntnisakt« (ebd.: 15) nicht wie bei Kant auf jener abstrakten Ebene verbleiben kann, sondern »daß über die Art, in der die Struktur des Subjekts das Weltbild beeinflußte« durch die empiristische und historische Wende im neunzehnten Jahrhundert »viel mehr gesagt werden konnte als in einer rein spekulativen Analyse der Akte eines transzentalen Subjekts« (ebd.: 15).<sup>23</sup> Insofern die Diskussionen um die Pluralität der Weltanschauungen im neunzehnten Jahrhundert gezeigt haben, »daß die gleiche Welt verschiedenen Beobachtern verschieden erscheinen kann« (ebd.: 7), wendet sich die Wissenssoziologie dem Erkennen der Wissensordnungen in der Geschichte zu. Entsprechend würdigt Mannheim den Historismus als »ein Prinzip, das ein jedes Element unserer Weltbetrachtung durchdringt« (Mannheim 1964a: 299). Durch den Anschluss an den modernen historischen Geist (vgl. Mannheim 1964b: 323) gilt es, sowohl das Denken als auch das Sein auf den Boden des Historischen zu fundieren.

Was aber ist damit konkret gemeint? Wie Wilhelm Jerusalem, der Mitbegründer der Wissenssoziologie, anmerkt, ist dies insofern eine Abkehr von Kant, als sich damit die Fragerichtung ändert: So bezeichnet er die Wissenssoziologie als den Versuch, »anstatt der transzentalen Analyse Kants eine soziologische Zergliederung der menschlichen Erkenntnis-

<sup>22</sup> Zur wissenssoziologischen Frage, warum die Wissenssoziologie gerade zu jener Zeit entstand und auf welche gesellschaftliche Lage sie eine Antwort darstellt, vgl. Merton 1985a: 218ff.

<sup>23</sup> Darüber hinaus weist Mannheim auch die Wissenschaftslehre Kants zurück (vgl. Mannheim 1964a: 298).

inhalte vorzubereiten. Es muss gefragt werden, was und wieviel in den allgemein für wahr gehaltenen Urteilen des täglichen Lebens und der wissenschaftlichen Forschung als Produkt des menschlichen Zusammenlebens und der darin gegebenen seelischen Wechselbeziehungen sich erweisen lässt.« (Jerusalem 1982: 28) Zu der ›Kritik der historischen Vernunft‹, von der Dilthey sprach, gesellt sich so nun eine »soziologische Kritik der menschlichen Vernunft« (ebd.: 29). Die damit verbundene Konsequenz ist, dass die Wissenssoziologie nicht als allgemeine Erkenntnistheorie auftritt. Ihr gelten Erkenntnistheorien, nach der Formulierung Mannheims, bloß als »vorgeschoßene Posten im Kampf der Denkstile« (Mannheim 1964c: 612). Entsprechend konzentriert sich die Wissenssoziologie auf den Nachweis der historischen und gesellschaftlichen Bedingtheit des Wissens. Dahinter steht die Annahme, dass Wissen immer auch von externen Faktoren durchdrungen ist. Es gelte zu zeigen,

»daß sich der Erkenntnisprozeß de facto keineswegs nach ›immanrenten Entfaltungsgesetzen‹ historisch entwickelt, keineswegs nur ›von der Sache her‹ und von ›rein logischen Möglichkeiten‹ geleitet, keineswegs von einer inneren ›geistigen Dialektik‹ getrieben, zustandekommt, sondern daß an ganz entscheidenden Punkten außertheoretische Faktoren ganz verschiedener Art, die man als ›Seinsfaktoren‹ zu bezeichnen pflegt, das Entstehen und die Gestaltung des jeweiligen Denkens bestimmen.« (Mannheim 1995: 230)

Diese ›Seinsfaktoren‹ bleiben dem Denken jedoch nicht äußerlich, da sie »in Inhalt und Form, in Gehalt und Formulierungsweise« von Erfahrungs- und Beobachtungszusammenhängen hineinspielen (ebd.: 230). Damit bezieht Mannheim das Denken als solches – und nicht nur einzelne Vorstellungen oder gar Irrtümer – auf gesellschaftliche Faktoren. Dadurch wird einerseits die Ebene der Konstitution von Ideen zum zentralen Untersuchungsgegenstand und andererseits deren Rückgebundenheit an die ›Seinstotalität‹ – d.h. die je historische Gesamtheit von Gesellschaft – zum bevorzugten Erklärungsmodell:

»Für die Wissenssoziologie dagegen wird gerade diese Denkstruktur in ihrer Totalität bei bestimmten Denkströmungen und historischen ›Kollektivsubjekten‹ zum Problem. Nicht auf der Ebene des Vollzugs der Aussagen, wo Täuschungen und Verhüllungen auftreten können, kritisiert sie das Denken, sondern auf der Konstitutionsebene, auf der noologischen Ebene, die ihrer Ansicht nach keineswegs für alle Menschen ohne weiteres einheitlich ist, vielmehr im Laufe der historisch-sozialen Entfaltung sich verschieden gestalten und verschiedene Aspekte über denselben Gegenstand entstehen lassen kann.« (Ebd.: 229)

Hierzu spricht er von der prinzipiellen ›Standortgebundenheit‹ des Denkens, womit »eine Gebundenheit an und eine Verbundenheit mit bestimmten sozialen Schichten und deren Bewegungstendenzen« gemeint

ist (Mannheim 1964a: 296). Insofern eine Verbindung zwischen der Positionierung im sozialen Gesamtgefüge und bestimmten Erkenntnissen und Weltanschauungen besteht, müssen diese stets als perspektivisch begriffen werden. Behauptet ist damit, »daß es, auch wenn wir uns die größte Mühe geben, alle bewußten und unbewußten Fälschungen in unserem Geschichtsbilde auszumerzen, einen unvermeidlichen Rest in der Geschichte betrachten, zur Geltung kommt« (Mannheim 1980: 306). Insofern ist Erkennen immer mit einer »wesensmäßigen Perspektivität« verbunden, die als »Fundament der Ordnung des historischen Weltbildes« fungiert (beide: ebd.: 306). Diese Perspektivität ist bei ihm vor allem an weltanschauliche und nicht zwingend bewusst wirkende soziale Positionierungen gebunden (vgl. Mannheim 1964c), weshalb er hier generalisiert von ›Ideologien‹ spricht.

In dieser Hinsicht sieht sich die Wissenssoziologie Mannheims in einer Tradition zu Marx.<sup>24</sup> Und in der Tat schließt sie durch die Hinwendung zum Alltagswissen an ein Programm an, das Marx und Engels schon in den 1840er-Jahren in der (allerdings erst 1932 erstmalig publizierten) *Deutschen Ideologie* formulierten. Dort fordern sie, den »Boden der Philosophie« (Marx/Engels 1969: 18) zu verlassen und sich der Produktion der Ideen und Vorstellungen vonseiten der »wirklichen irdischen Verhältnisse« (ebd.: 40) zu nähern. Ein entscheidender Punkt der Reformulierung dieser Forderungen durch Mannheim und die daran anschließende Wissenssoziologie ist, dass durch die Verallgemeinerung des Ideologiebegriffs auch die Marxschen Schriften als Weichenstellung zu einem konstruktivistischen Programm reinterpretiert werden konnten. Dabei lässt sich insbesondere an zwei Aspekte der Marxschen Theorie anknüpfen: an die praxistheoretische Aussage, dass menschliche Geschichte stets auf dem Boden vorgefundener Umstände umgesetzt und hergestellt wird und an die Annahme, dass die Bewusstseinsformen, in denen sich diese Praxis vollzieht, ihren Ursprung in den tatsächlichen gesellschaftlichen Verkehrsformen haben.<sup>25</sup>

Für die hier diskutierte Fragestellung ist an der Wissenssoziologie aber noch ein weiterer Punkt entscheidend, der schließlich vor allem im zweiten Teil dieses Buches noch relevant werden wird. Denn trotz dieser Annahmen findet sich bei Mannheim eine zentrale Ausnahme vom totalen

<sup>24</sup> Plessner bezeichnet gar die gesamte klassische Wissenssoziologie als »Theorie des schlechten Gewissens gegenüber Marx« (Plessner 2003b: XI).

<sup>25</sup> Dass Marx im Allgemeinen dennoch nicht als Vorfänger (oder gar Vertreter) des Konstruktivismus gilt, liegt nicht nur an dessen anders gelagertem Ideologiebegriff, sondern auch an der Nähe zu Hegel (und eben nicht Kant). Vgl. hierzu auch die Ausführungen auf den Seiten 105 und 106 sowie für eine interessante Verknüpfung von Marx und Kant: Karatani 2005.

Ideologieverdacht, die daraus resultiert, dass die Wissenssoziologie hier auf der Trennung zwischen Geistes- und Naturwissenschaften aufbaut: Sie nimmt die Erkenntnisse der Naturwissenschaften von der prinzipiellen Perspektivität und Standortgebundenheit des Denkens aus. Seinen Grund hat dies darin, dass Mannheim in Einklang mit dem Selbstverständnis der Geisteswissenschaften von einer prinzipiellen Trennung der beiden Wissensformen ausgeht. Er betont, dass im Gegensatz zu den Kulturwissenschaften »das Werden der Naturwissenschaften von einer immanenten Logik der Dinge getrieben wird und nur ihr Möglichwerden ein soziologisches Problem darstellt« (Mannheim 1980: 310). Die Naturwissenschaften werden dabei nicht jenen Wissenschaften zuge-rechnet, die sich auf den Geschichtsprozess beziehen und deren Gel-tung folglich geschichtlich vermittelte Ursachen hat. Zudem stellt sich nach Mannheim für die Naturwissenschaften »das Phänomen des Be-deutungswandels nicht, und es ist die Möglichkeit gegeben, den Denkprozeß als ein Fortschreiten auf eine, in einer einzigen Weise allein for-mulierbare Richtigkeit hin darzustellen« (Mannheim 1964b: 354). Den Sozial- und Geisteswissenschaften sei dies jedoch nicht möglich, so dass die Wissenssoziologie im Umkehrschluss keinen Gegenstandsbereich hat »im Gebiete des exakt-naturwissenschaftlichen Denkens, sondern nur in jenem Bezirke des Denkens, das ich das Gebiet des seinsverbundenen Denkens nennen möchte« (Mannheim 1964c: 569). Auf diesem Gebiet des Denkens gilt für Mannheim der Ideologieverdacht generell, lediglich die Intellektuellen bilden als ›freischwebende Intelligenz‹ eine Ausnah-me. Entsprechend deutlich tritt hier das Problem des Relativismus zuta-ge, das aus der konsequenten Historisierung und Soziologisierung der Erkenntnis herröhrt. Auch wenn Mannheim dies durch die Unterschei-dung zwischen Relativismus und Relationismus zu lösen versucht (vgl. ebd.: 570), ist kaum von der Hand zu weisen, dass die These der Rela-tivität des Erkennens – und damit der Suspendierung absoluter Gewiss-heiten – Quell einer dauerhaften Verunsicherung ist, die auch konstruktivistische Positionen bis heute begleitet. Sie stiftet die Beunruhigung, »sich in diesem Strome des Werdens [zu verlieren]« (Nietzsche 1988: 250) und formuliert eine Art ›soziale Bodenlosigkeit‹, die sich gewisser-maßen komplementär zu jener ›transzentalen Obdachlosigkeit‹ ver-hält, von der Georg Lukács mit Blick auf die Moderne gesprochen hat (Lukács 1963: 35). Und auch wenn die Forderung nach einer absoluten Absicherung von Erkenntnis mit guten Gründen zurückgewiesen wer-den kann, so kontinuiert sich die Kritik am Relativismus so lange, wie jener Mangel an absoluter Gewissheit als ungenügend empfunden wird.

## 2.5 Die Attraktivität des konstruktivistischen Programms für die Soziologie

Ohne an dieser Stelle bereits genauer auf die Kontur und Gestalt des Konstruktivismus eingegangen zu sein, sollte aus den vorigen Ausführungen dennoch deutlich werden, dass in der Soziologie von Anbeginn bestimmte Denkfiguren präsent sind, die schließlich die Ausbildung konstruktivistischer Thesen begünstigt haben – oder etwa vorsichtiger formuliert: das Fach für konstruktivistische Argumentationsformen empfänglich werden ließen. In diesem Sinne dürfte unstrittig sein, dass die Geschichte des Konstruktivismus nicht erst mit der nominellen Ausflaggung dieses Programms beginnt. Entsprechend wurde eingangs vor dem doppelten Fehler gewarnt, den Konstruktivismus entweder auf die selbsternannten konstruktivistischen Ansätze ab den 1960er-Jahren einzuziehen oder mit erkenntnistheoretischer Reflexion schlechthin gleichzusetzen. Darüber hinaus sollte mit der Skizze der Herausbildung konstruktivistischer Denkfiguren die retrospektive Re-Interpretation früherer Ansätze als konstruktivistisch verhindert werden.

Wirft man vor diesem Hintergrund nun einen Blick auf die Geschichte der Soziologie, so zeigt sich, dass sich zwar Elemente konstruktivistischen Denkens von Anbeginn in der Soziologie anfinden lassen, dies aber noch nicht dazu berechtigt, hier von konstruktivistischen Theorien zu sprechen. Sicherlich können bestimmte praxistheoretische Annahmen der Erzeugung der gesellschaftlichen Verhältnisse bei Marx, die Betonung der schöpferischen Kraft der Arbeit bei Lorenz von Stein oder der Hinweis Webers auf die Rolle des ‚subjektiven Glaubens‘ bei der Bildung von ethnischen Gemeinschaften als konstruktivistische Annahmen reinterpretiert werden.<sup>26</sup> Es wäre jedoch falsch, dadurch die Ansätze als solches sowie die Soziologie insgesamt bereits dem konstruktivistischen Theorieprogramm zuzurechnen – nicht zuletzt, weil dies einer weiteren Entleerung des Konstruktivismusbegriffs Vorschub leisten würde. Denn in dieser Hinsicht besteht die Gefahr darin, dass das Konstruktivismuskonzept in dem Maße an Substanz verliert, wie es als Platzhalter für soziologische Argumentationsweisen insgesamt fungiert (vgl. Hacking 2003). Um nicht den ohnehin bereits äußerst polyvalenten Begriff des Konstruktivismus noch weiter zu strapazieren, sollte in solchen Fällen nur von bestimmten, letztlich protokonstruktivistischen Argumentationsfiguren gesprochen werden. Dass diese in der Soziologie über verschiedene Ansätze hinweg auftauchen, hängt nicht zuletzt mit der spezifischen Disposition des modernen Denkens und der beunruhigenden

<sup>26</sup> Vgl. Marx 1960: 115; Stein 1850: XXIVf.; Weber 1980: 237.

Modernitätserfahrung zusammen. Hierdurch tendiert die Soziologie zu einer historischen Relativierung von Erkenntnis und zur Frage nach deren sozialer Bedingtheit. Die dahinter stehende Denkfigur ist die einer gesellschaftlichen Einfärbung der Wahrnehmungs-, Denk- und Verhaltensweisen, die spezifische weltanschauliche Positionierungen und unbewusst wirkende Erkenntnisfilter erzeugt.

Komplementär zu dieser begrifflichen Ausweitung (und Entleerung) gilt es jedoch gleichermaßen zu verhindern, dass der Konstruktivismus einzig mit einem einzelnen Ansatz identifiziert wird. Mit Blick auf die Breite des soziologischen Konstruktivismus erscheint es weder ratsam noch nachvollziehbar, den Begriff für ein singuläres theoretisches Modell zu reservieren und ihn etwa lediglich im kognitionstheoretischen oder psychologischen Sinne für subjektive Beobachtungsvorgänge oder in Bezug auf die erkenntnistheoretischen Diskussionen um die Differenz von Welt und Wahrnehmung zu verwenden. Stattdessen wird er hier und im Folgenden als weithin wirksame, aber eben nicht einzige Argumentationsfigur der Soziologie begriffen. Wie im Abschnitt zu Kant bereits angedeutet, sollte eine Minimaldefinition des Konstruktivismus auf zwei Kernelementen aufbauen: *Erstens* gilt es zu betonen, dass der Konstruktivismus in all seinen Varianten auf eine Kritik des Repräsentationsdenkens zielt, dem gegenüber in der Regel – je nach theoretischer Fassung – die Eigenleistung und Eigenlogik des Geistes, des Sozialen oder auch des Diskurses betont wird. Die als Konstruktion geltende Wirklichkeit wird hier ›innenseitig‹ behandelt, da ein die Erkenntnis fundierender direkter Zugriff ›von außen‹ ausgeschlossen wird. Und *zweitens* ist zentral, dass sich diese Annahme in den einzelnen konstruktivistischen Ansätzen stets mit einem Moment von Kontingenz und einer Betonung der Historizität des Erkenntnisvorgangs verbindet. Dieser zweite Aspekt ist gerade für soziologische Konstruktivismen unabdingbar, zumal er eine Unterscheidung zwischen Konstruktions- und Konstitutionstheorien ermöglicht, von denen letztere – zumindest bei Kant und Husserl – auf universalistischen, apriorischen Annahmen aufbauen.<sup>27</sup>

Nimmt man dies zum Ausgangspunkt, dann wird auch deutlich, dass eine Rekonstruktion der Konjunktur konstruktivistischen Denkens in der Soziologie nicht beansprucht, eine Geschichte des gesamten Faches zu schreiben. Stattdessen zeichnet sie ›lediglich‹ die Genese einer bestimmten Theorielinie (neben anderen) nach. Denn so verbreitet kon-

<sup>27</sup> Diese ›Basisdefinition‹ des Konstruktivismus ist aus strategischen Gründen absichtlich flach gehalten, um nicht bestimmte, dem Selbstverständnis nach konstruktivistische Soziologien zu exkludieren. Die wesentlichen innertheoretischen Streitpunkte sind davon noch unberührt: etwa, wie weit die Konstruktionsthese reicht, inwiefern man von Instanzen der Konstruktion bzw. Konstrukteuren sprechen kann oder wie der Realitätsbegriff zu fassen ist.

struktivistische Denkfiguren sind, von einer Hegemonie des Konstruktivismus in der Soziologie zu sprechen würde ausblenden, dass es sich hierbei nur um einen bestimmten, wenn auch äußerst wichtigen Pfad soziologischen Denkens handelt. Eine zu starke Amalgamierung von Soziologie und Konstruktivismus würde nicht nur all jene demgegenüber inkommensurablen Theorierichtungen – wie die zahlreichen marxistischen und (links-)hegelianischen Strömungen der Soziologie, die Verbindungen zwischen Soziologie und Lebensphilosophie sowie einige anthropologisch argumentierende Positionen – ignorieren, sondern auch die gegenwärtig anwachsenden Versuche einer Zurückweisung und Delegitimierung des Konstruktivismus ausblenden.<sup>28</sup>

Bevor jedoch ab dem folgenden Kapitel die ›offizielle‹ Geschichte des Konstruktivismus in der Soziologie in Augenschein genommen werden kann, soll hier zunächst das Kapitel zur Vorgeschichte des Konstruktivismus und der Herausbildung konstruktivistischer Denkfiguren abgeschlossen werden. Dazu ist es notwendig neben das ideengeschichtliche Fundament noch einen anderen wichtigen Aspekt zu stellen: die Frage nach der spezifischen Attraktivität des konstruktivistischen Forschungsprogramms für Soziologinnen und Soziologen. Anstatt die Entwicklung des soziologischen Denkens als Fortschrittsgeschichte zum Konstruktivismus darzustellen oder soziologisches Denken a priori als konstruktivistisch zu begreifen, erscheint es hilfreich, auf mögliche Gründe für die Anziehungskraft konstruktivistischer Ideen in der Soziologie zu reflektieren. Denn dass konstruktivistische Denkfiguren in zahlreiche soziologische Theoriemodelle eingeflossen sind, hat nicht nur ideengeschichtliche oder wissenschaftshistorische Ursachen und verweist nicht nur auf ›Sachgründe‹ im engeren Sinn. Vielmehr eröffnen diese Annahmen zugleich Möglichkeiten der Profilierung und Legitimierung des eigenen wissenschaftlichen Standpunkts und bedienen typische Motivlagen und Kritikstrategien soziologischer Argumentation. Ein nicht unerheblicher ›Multiplikator‹ bei der Verbreitung dieser Denkfiguren dürften zunächst die andauernden und intensiv geführten Debatten um Relativismus sein. Denn auch wenn dies eher als Anzeichen einer Beunruhigung des Denkens begriffen werden muss, wurden hierdurch jedoch Positionen, welche die Relativität von Erkenntnis betonen, kontinuierlich in sozial- und kulturtheoretischen Kontexten kommuniziert. Da durch die von der Kritik ausgelöste Diffusionswirkung jedoch noch nichts bzw. eher negatives

<sup>28</sup> Ebenso außen vor bliebe die positivistische Tradition der Soziologie, die in der bisherigen Darstellung deshalb vernachlässigt wurde, weil der Fokus auf der Entwicklung der deutschen Soziologie lag, an der die Abgrenzung- und Argumentationsmuster besser verfolgt werden können.

über die Attraktivität der konstruktivistischen Annahmen ausgesagt ist, dürfte anderen Faktoren ein größeres Gewicht zukommen.

Fünf Punkte sollen im Folgenden genannt werden, die bis heute relevant erscheinen und die sich analytisch trennen lassen, auch wenn sie in sich vielfach miteinander verwoben sind. Es handelt sich dabei streng genommen nicht um theoretische Argumente, sondern um forschungs-politische und -strategische Motive, für die sich konstruktivistische Forschung als anschlussfähig erwiesen hat. Während die ersten beiden Punkte mehr oder weniger direkt auf die bisherige Darstellung folgen, schließen die weiteren eher an die Diskussionen der 1970er-Jahre an. Sie beziehen sich auch stärker auf Aspekte, die keineswegs von allen konstruktivistischen Positionen geteilt werden.

(1) *Aufklärungs- und Entdeckungsgeste*: Zunächst ist offenkundig, dass konstruktivistische Annahmen von einer aufklärerischen Geste zeihren. Sie schreiben sich in ein Programm ein, dass sich beispielsweise der Entdeckung unbewusster Bestimmungsmomente menschlichen Handelns oder der Aufdeckung gesellschaftlicher Ursachen bestimmter Denkformen widmet. Konstruktivistische Argumentationsweisen sind damit Teil einer rationalistischen Denktradition, die verspricht, jene auf den ersten Blick verborgenen gesellschaftlichen Strukturen ausfindig zu machen. In diesem Sinne artikuliert sich der Konstruktivismus als Gegenmodell zu transzendenten oder ›vor-‹ und ›unwissenschaftlichen‹ Erklärungsmodellen. Ein solcher aufklärerischer Wissenschaftsgestus findet sich auch in zahlreichen aktuellen Studien wieder. Er ist ein wesentliches Motiv bei der Frage nach der gesellschaftlichen Bedingtheit eines konkreten Tatbestandes.

(2) *Beobachterposition*: Attraktiv kann das konstruktivistische Programm darüber hinaus auch auf einer mehr oder weniger wissenschafts-politischen Ebene sein, da der Konstruktivismus – vor allem in seiner soziologischen Variante – eine andere Perspektive auf den Gegenstand ermöglicht. Konstruktivistische Positionen zeichnen sich häufig durch einen Beobachtungsstandpunkt aus, der gewissermaßen ›von der Seite‹ auf den Gegenstand blickt. Gemeint ist damit, dass eine konstruktivistische Befragung weniger darauf zielt, eine eigene Positionierung gegenüber dem Untersuchungsgegenstand (etwa bestimmten Moralvorstellungen, politischen Einstellungen oder Ideen) zu entwickeln, sondern nach dessen gesellschaftlichen Existenz- und ›Seinsbedingungen‹ fragt. Konstruktivistische Untersuchungen können also genau deshalb attraktiv sein, weil sie eine Möglichkeit bieten, sich außerhalb der unmittelbaren ›Wahrheitsspiele‹ (Foucault) zu situieren. Letztlich erleichtert dies das Unterfangen, auch vermeintlich unumstößliche Wahrheiten in Fra-

ge zu stellen – ohne in einen direkten argumentativen Austausch eintreten zu müssen.

(3) *Macht- und Autoritätskritik*: Ein Punkt, der sich mit diesen beiden Aspekten eng verbunden zeigt, ist die dadurch ermöglichte Kritik bestimmter Autoritäten (personaler oder sachlicher Art). Denn in Zusammenhang mit der aufklärerischen Wissenschaftsstrategie resultiert die Attraktivität konstruktivistischen Denkens zu einem nicht unerheblichen Teil auch aus einem gewissen Befreiungsmotiv. Bezeichnet ist damit eine Haltung, die besonders seit den 1970er-Jahren für eine Anschlussfähigkeit des konstruktivistischen Vokabulars in gesellschaftspolitischen Kontexten sorgt. Die Konstruktionsthese fungiert hier als Mittel zur Distanzierung von unhinterfragt geltenden Autoritäten und Wahrheiten, was u.a. auch ein wesentlicher Grund für die Anschlussfähigkeit konstruktivistischer Denkfiguren in den Gender Studies und feministischen Kontexten ist. Der Konstruktivismus stellt so ein Vokabular zur Infragestellung eingespielter Gewissheiten bereit.

(4) *Naturalismus und Kontingenz*: Darüber hinaus offenkundig sein, dass die konstruktivistischen Grundannahmen eine sehr deutliche Offerte für eine Zurückweisung von naturalisierenden Argumentationsstrategien enthalten. Dies begründet sich bereits damit, dass die historische und soziologische Wendung erkenntnistheoretischer Fragen wenig Raum lässt für überhistorische Wahrheiten. Hinzu kommt, dass der Rekurs auf *gesellschaftliche* Instanzen, d.h. die *soziale Erklärung* eines bestimmten Sachverhalts, ein ›denaturalisierendes‹ oder ›entselbstverständlichendes‹ Moment enthält. Naturalistische und traditionalistische Begründungsmuster lassen sich so durch die Betonung der historischen und sozialen Genese eines Tatbestandes zumindest ein Stück weit in Frage stellen.

(5) *Bruch mit der Akteursperspektive*: Nicht zuletzt resultiert die Attraktivität konstruktivistischen Denkens zuweilen auch aus einer Absatzbewegung gegenüber der Teilnehmerperspektive und dem unmittelbaren Alltagswissen der Akteure. Insbesondere in Zusammenhang mit der aufklärerischen Geste der ›Entlarvung‹ findet sich in konstruktivistischen Forschungen häufig die Betonung eines wissenschaftlich notwendigen epistemischen Bruchs mit der ›doxa‹, wie sie im Anschluss an Bachelard vor allem Bourdieu betont hat (vgl. Bourdieu/Chamboredon/Passeron 1991). In diesem Sinne besitzt der Konstruktivismus eine gewissen ›bilderstürmerischen‹ Geist, sofern er sich auch von dem Wissensstand der unmittelbaren Akteursebene distanziert.<sup>29</sup> Es steht außer

29 Zur Kritik hieran vgl. Latour 2002b.

Frage, dass dieser Punkt innerhalb des Konstruktivismus zu den umstrittenen Aspekten zählt.

Diese Punkte verweisen auf durchaus unterschiedliche Argumentationsstrategien. Entsprechend soll hier nicht betont werden, dass sie alle in einem paradigmatischen Ansatz zusammenlaufen oder gar die logische Konsequenz der Entwicklung konstruktivistischer Denkfiguren in der Soziologie sind, wie sie in den vorigen Abschnitten dargestellt wurde. Wie eingangs betont, geht es hierbei weniger um *theoretische* Argumente oder konkrete inhaltliche Aussagen, sondern um forschungspolitische oder auch gesellschaftspolitische Motive, die hinsichtlich der Anschlussfähigkeit und vor allem der Verbreitung konstruktivistischer Argumentationsweisen keinesfalls negiert werden können.<sup>30</sup> Nimmt man diese Aspekte zusammen, dann wird überdies ersichtlich, warum sich konstruktivistische Ideen und das entsprechende Vokabular nicht nur innerhalb der Theoriediskussionen der akademischen Soziologie ausgebreitet haben, sondern auch eine veritable Anziehungskraft für zahlreiche politische Bewegungen ausüben. Die deutlichste Spur hat dieses Denken wohl in den feministischen Theoriediskussionen hinterlassen, deren Auseinandersetzungen um Geschlechterkonstruktionen als nachgerade paradigmatisch gelten können.<sup>31</sup> Wie die Schärfe derartiger Debatten jedoch auch zeigt, ist die dauerhafte Etablierung konstruktivistischer Denkfiguren in der Soziologie keineswegs einfach als ›konstruktivistische Wende‹ dieser Fächer zu begreifen. Um die Bedeutung und vor allem Breite des konstruktivistischen Ansatzes genauer greifen zu können, ist es nun notwendig, die verschiedenen Varianten des soziologischen Konstruktivismus zu schildern. Dies soll im folgenden Kapitel anhand von drei paradigmatischen Theoriemodellen geschehen.

<sup>30</sup> Eine weitere Präzisierung scheint mir an dieser Stelle notwendig: Denn die Platzierung dieses Abschnitts im Anschluss an die Skizze der Herausbildung konstruktivistischer Denkfiguren soll nicht suggerieren, dass diese Punkte einzig bei der Genese des soziologischen Konstruktivismus von Bedeutung waren. Sie soll vielmehr auf die Darstellung der einzelnen konstruktivistischen Positionen vorbereiten und bestimmte Gründe angeben, warum diese Argumentationsweisen auch heute noch einen zentralen Stellenwert in zeitgenössischen Debatten besitzen.

<sup>31</sup> Vgl. exemplarisch für die (deutschsprachigen) Auseinandersetzungen nach der Publikation von Judith Butlers Schrift *Das Unbehagen der Geschlechter* (Butler 1991) die Ausführungen in Koppert/Selders 2003; Wartenpfuhl 1996.



### 3 Varianten des soziologischen Konstruktivismus

»Wenn eine Gesellschaft sich Wissenschaft im modernen Sinne leistet, stellen sich Reflexionsprobleme, die nur noch konstruktivistisch zu lösen sind – was immer man in dieser Gesellschaft üblicherweise von der Welt hält, in der man wohnt und arbeitet, Straßenbahn fährt und Zigaretten raucht.« Luhmann 2009: 53

Das vorangegangene Kapitel hatte zum Ziel, ein Fundament für die Diskussion des soziologischen Konstruktivismus zu bereiten. Es versuchte, die Konstellation zu skizzieren, aus der heraus sich eine Profilbildung der Soziologie ergeben konnte, die für den Aufstieg und die Akzeptanz des konstruktivistischen Denkens von entscheidender Bedeutung war. Der Schwerpunkt lag dabei auf der deutschen Soziologie, weil hierin eine bestimmte Argumentationsweise ihren Ausdruck findet, die sich besonders deutlich von der Latours unterscheidet. Inhaltlich standen damit zwei Aspekte im Zentrum: Einerseits sollten die soziologisch relevanten Etappen hin zum konstruktivistischen Denken skizziert werden, die noch vor der eigentlichen Geburt des Konstruktivismus den Boden für die Empfänglichkeit konstruktivistischer Gedankengänge bereiteten. Und andererseits sollte der spezifische Weg der deutschen Soziologie in einigen zentralen Punkten nachgezeichnet werden, um eine Grundlage für die Diskussion Latours im zweiten und dritten Teil des Buches zu haben. Dieses Kapitel widmet sich nun eingehender den unterschiedlichen Varianten des soziologischen Konstruktivismus. Es konzentriert sich folglich auf den Zeitpunkt der expliziten Formulierung konstruktivistischer Ansätze in der Soziologie ab den sechziger Jahren des zwanzigsten Jahrhunderts. Während die bisherige Darstellung den Aufstieg bestimmter zentraler Theorieelemente und die Heraufkunft dementsprechender Argumentationsweisen skizzierte, geht es nun also um die sich erstmals auch selbst so bezeichnenden konstruktivistischen Ansätze in der Soziologie. Bemerkenswert ist dabei, dass man es hierbei nicht mit einem einzigen Ansatz zu tun hat, sondern dass mehrere Ansätze nahezu gleichzeitig auf dieses Vokabular zur Beschreibung der eigenen Theorie rekurrieren.

Um einen Überblick über die Entstehungs- und Wirkungszusammenhänge zu erhalten, beginnt dieses Kapitel mit einem kurzen Abschnitt zur Begriffsgeschichte des Konstruktivismus (Abs. 3.1). Neben einer zeitlichen Schilderung der Etablierung konstruktivistischen Vokabulars, die

unter anderem anhand von allgemeinen und fachwissenschaftlichen Enzyklopädien rekonstruiert wird, geht es hier auch um die Semantik und die bis heute dominanten theoretischen Implikationen des Konstruktivismusbegriffs. Bevor im Weiteren die einzelnen Varianten skizziert werden, steht im Anschluss an diesen Abschnitt zunächst ein fundamentales und auch für den Konstruktivismus bedeutendes Ereignis im Zentrum: der sogenannte *Linguistic Turn*, d.h. die sprachtheoretische Wende der Philosophie gegen Mitte des zwanzigsten Jahrhunderts (Abs. 3.2). Ohne die Breite dieses Wandels en détail untersuchen zu können, geht es hier vor allem darum, einige inhaltliche Prämissen vorzustellen sowie die Rolle und Bedeutung zu schildern, die diese Neuausrichtung der Philosophie für die Durchsetzung konstruktivistischer Ansätze auch in der Soziologie hat. Erst im Anschluss daran soll genauer auf die verschiedenen Varianten des soziologischen Konstruktivismus eingegangen werden. Wie bereits erwähnt werden im Folgenden drei Varianten voneinander unterschieden: der *Sozialkonstruktivismus* von Peter Berger und Thomas Luckmann (Abs. 3.3), der *Operative Konstruktivismus* Luhmanns (Abs. 3.4) sowie der auf Foucault rekurrierende *Diskurstheoretische Konstruktivismus* (Abs. 3.5). Wie bereits diese Einteilung deutlich macht, besteht das Ziel hier nicht in einer enzyklopädischen Sammlung, es geht also nicht darum, eine vollständige Liste aller konstruktivistischen Positionen in der Soziologie zu erstellen. Vielmehr sollen typische Argumentationsweisen des konstruktivistischen Denkens in der Soziologie herausgearbeitet werden, die paradigmatisch in diesen drei Ansätzen zutage treten.<sup>1</sup> Dabei wird die Diskussion der einzelnen Ansätze zeigen, dass sich diese nicht als bloße Weiterführung der früheren, vor allem wissenssoziologischen Positionen begreifen lassen, da sie auch auf andere, zum Teil auch nichtsoziologische Quellen zurückgreifen. Welche Quellen hier jeweils herangezogen werden und welche anderen Hintergrundannahmen prägend waren, wird in den einzelnen Abschnitten dargestellt. Gleichzeitig macht die Zuordnung einzelner Autoren zu den jeweiligen Ansätzen deutlich, dass ich mich im Folgenden auf einzelne Exponenten

<sup>1</sup> Aus dem Grund folge ich explizit nicht bestehenden Versuchen zur Unterteilung des konstruktivistischen Programms, wie sie beispielsweise von Karin Knorr Cetina unternommen wurden (vgl. Knorr Cetina 1989 und für eine andere Sortierung Reich 2001: 361f.). Sie unterscheidet zwar auch zwischen drei Varianten, bezeichnet jedoch die dritte Variante wenig trennscharf als empirischen Konstruktivismus und subsumiert neben ihrer eigenen Position auch Latour unter diesen Ansatz. Ungeachtet dessen, dass dieses Vorgehen schon aufgrund der Differenzen zwischen Latour und Knorr Cetina, die in den Abschnitten 7.5 und 7.6 dieses Buches ausführlich besprochen werden, nicht überzeugt, werden dadurch auch diskursanalytische Ansätze marginalisiert, von denen hinsichtlich der Verbreitung konstruktivistischer Denkfiguren in den Sozial- und Kulturwissenschaften die größte Wirkung ausgeht.

konzentrieren werde, die also keineswegs als ausschließliche, sondern prototypische Positionen des soziologischen Konstruktivismus verstanden werden sollen.<sup>2</sup> Der Grund für die Auswahl dieser drei Ansätze liegt aber nicht nur in der emblematischen Rolle, die sie für die Gestalt des soziologischen Konstruktivismus einnehmen, sondern auch in ihrer Wirkung auf die allgemeine Theoriediskussion. Die meisten Autorinnen und Autoren, die derzeit innerhalb der soziologischen Auseinandersetzungen um ein konstruktivistisches Theorieprogramm diskutiert werden, greifen explizit auf einen dieser Ansätze der ›ersten Generation‹ des Konstruktivismus zurück, gerade weil diese sich inhaltlich in einigen zentralen Hinsichten unterscheiden und damit sinnbildlich für die Breite des konstruktivistischen Denkens stehen. In welchen Hinsichten die einzelnen Ansätze unterschiedlich argumentieren, wird in den jeweiligen Unterkapiteln dargelegt.<sup>3</sup> Im Anschluss an die Diskussion dieser drei Positionen schließt das Kapitel mit einem Abschnitt über die *Einheit und Vielfalt des soziologischen Konstruktivismus*, in dem die zentralen inhaltlichen Merkmale und Differenzen der drei Ansätze abschließend zusammenge tragen werden (Abs. 3.6).

- 2 Bei Berger/Luckmann und Luhmann liegt die Zuordnung auf der Hand, ist sie doch durch deren zentrale Rolle bei der Verbreitung dieses Ansatzes wohl begründet. Berger/Luckmann liefern mit *Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit* das Gründungsdokument des Sozialkonstruktivismus und Luhmann ist der uneingeschränkte Hauptprotagonist bei der Übertragung kognitionswissenschaftlicher Argumente des *Radikalen Konstruktivismus* in die soziologische Diskussion. Etwas schwieriger gestaltet sich die Zuordnung zum diskurstheoretischen Konstruktivismus. Zweifelsohne spielt Michel Foucault hier eine zentrale Rolle, und doch ist es kein Zufall, dass er das Etikett Konstruktivismus selbst nicht verwendet. Warum er dennoch als zentraler Protagonist hierunter gefasst wird, wird im Abschnitt 3.5 genauer begründet. Denn auch wenn diese Position sich selbst nicht als konstruktivistisch beschreibt, spielt sie für die Verbreitung konstruktivistischer Argumentationsfiguren in den Sozial- und Kulturwissenschaften eine immense Rolle.
- 3 Außen vor bleiben in dieser Darstellung auch die konstruktivistischen Diskussionen innerhalb der *Science Studies*, denen auch Latour angehört. Dies hat zwei Gründe: Zum einen werden sie historisch später formuliert und rekur rieren selbst in Teilen auf diese Ansätze und zum anderen sind sie Gegenstand des 7. Kapitels in diesem Buch.

### 3.1 Konstrukt – Konstruktion – Konstruktivismus: Eine kurze Begriffsgeschichte

Ungeachtet der philosophischen und soziologischen Vorläufer beginnt der eigentliche Boom des Konstruktivismus erst in den 1960er-Jahren und verfestigt sich bis in die 1980er-Jahre schrittweise zu dem bis heute wahrnehmbaren Forschungsprogramm. Die erste wesentliche Hochphase, die mit der endgültigen Übernahme des Konstruktionsbegriffs in den Bereich der ›gepflegten Semantik‹ einhergeht, findet in den späten 1970er-Jahren statt. Gut ablesen lässt sich diese Entwicklung an verschiedenen wissenschaftlichen wie allgemeinbegrifflichen Enzyklopädien, da der Aufnahmevergang als Indikator für die Verbreitung dieses Denkens begriffen werden kann.<sup>4</sup> Sowohl in den üblichen Wörterbüchern als auch in den fachspezifischen Lexika kann von einem systematischen Begriffsgebrauch vor 1970 keine Rede sein. Einzig in wenigen Nachschlagewerken finden sich verschiedene Einträge, die jedoch allesamt noch keinen Bezug zu dem aufweisen, was mittlerweile unter Konstruktivismus verstanden und diskutiert wird. Als prototypisch kann hier der *Brockhaus* gelten, der in die 15. Auflage, die in den Jahren 1928–1935 erstellt wurde, die Begriffe ›Konstruieren‹ und ›Konstruktion‹ aufnimmt, jedoch erst 1970 für die 17. Auflage auch ein Lemma zu ›Konstruktivismus‹ vorsieht (diesen allerdings auf die kunstgeschichtliche Strömung gleichen Namens limitiert). Zuvor waren die Begriffe ›Konstruieren‹ und ›Konstruktion‹ analog zum bereits rekonstruierten Begriffsgebrauch bei Kant auf jene mehr oder weniger technischen Hilfsmittel der Erkenntnis bezogen. Unter ›Konstruieren‹ wurde beispielsweise eine in der Grammatik zur Übersetzung verwendete Technik verstanden (vgl. Brockhaus 1931a: 418), während ›Konstruktion‹ in erster Linie als geometrisches Verfahren begriffen wurde, das wie bei Kant auf die Technik der Zeichnung oder allgemeiner: der Vergegenständlichung bezogen ist. Immerhin findet sich auch bereits im 1931 verfassten Eintrag ein Bezug zur Philosophie, wenngleich hier – gemünzt auf den deutschen Idealismus – von der Konstruktion eines philosophischen Systems im Sinne eines »Gefüges von Begriffen, das an dem Vorbild einer logischen Anschauung [...] entworfen wird« (Brockhaus 1931b: 418), die Rede

<sup>4</sup> Die empirische Basis der folgenden Ausführungen sind folgende Enzyklopädien: *Brockhaus*, *Encyclopaedia Britannica*, *The Encyclopedia Americana*, *Meyers Neues Lexikon* und *Meyers Enzyklopädisches Lexikon* stellvertretend für allgemeine Enzyklopädien und *International Encyclopedia of the Social Sciences*, *Handbuch Philosophischer Grundbegriffe*, *Historisches Wörterbuch der Philosophie*, *Encyclopedias of Philosophy* sowie die *Enzyklopädie Philosophie und Wissenschaftstheorie* für fachspezifische Nachschlagewerke.

ist. Ein maßgeblicher Wandel vollzieht sich hier erst einige Jahrzehnte später. Wie ein Blick über die einschlägigen Enzyklopädien zeigt, datiert die entscheidende Phase der Begriffsentwicklung auf die Jahre zwischen 1970 und 2000.<sup>5</sup> Innerhalb dieses Zeitraums hält das Schlagwort »Konstruktivismus« nicht nur Einzug in die verschiedenen Nachschlagewerke, es finden sich schließlich auch immer umfangreichere Einträge, die letztlich auch in eine Differenzierung zwischen verschiedenen Varianten des Konstruktivismus münden. Stellvertretend für die allgemeinen Enzyklopädien steht auch hier der Brockhaus, der für die 18. Auflage aus dem Jahr 1984 den Eintrag zu Konstruktivismus systematisiert und erstmals zwischen verschiedenen Varianten unterscheidet, die nicht mehr einzig auf die gleichnamige Strömung in der bildenden Kunst beschränkt werden.<sup>6</sup> Eine weitere Differenzierung innerhalb der philosophischen Varianten des Konstruktivismus ist jedoch erst für die 19. Auflage aus dem Jahr 1990 zu konstatieren. Hier wird nicht nur zwischen drei Ansätzen des Konstruktivismus in der Philosophie (Erlanger Konstruktivismus, Radikaler Konstruktivismus und einem wissenschaftstheoretischem Modell) unterschieden, der Begriff wird auch ausgeweitet auf »alle diejenigen Strömungen, die sich mit der Konstitutionsleistung des Subjekts im Erkenntnisprozeß befassen« (Brockhaus 1990: 298). Eine ähnliche Entwicklung lässt sich – wenn auch zeitlich etwas früher – in den philosophischen Enzyklopädien beobachten. Sowohl im *Handbuch Philosophischer Grundbegriffe* wie auch im *Historischen Wörterbuch der Philosophie* wird der Begriff in den 1970er-Jahren als Eintrag aufgenommen, gleichermaßen aber weitgehend auf Fragen der Logik und der Konstitution von Erkenntnis im Subjekt beschränkt (vgl. ex. Mainzer 1976a).

Neben den dominierenden allgemeinen und philosophischen Enzyklopädien schlägt sich der Begriff zeitlich versetzt auch in einigen soziologischen Nachschlagewerken nieder, wenngleich er in den einschlägigen Bänden zu den Grundbegriffen der Soziologie bis heute keine nennenswerte Stellung einnimmt.<sup>7</sup> Im Selbstverständnis der Soziologie scheint sich der Konstruktivismus als theoretische Strömung vorwiegend auf

<sup>5</sup> Der Begriffszeitraum variiert auch deshalb stark, weil einige, insbesondere fachbezogene Enzyklopädien nicht in einem regelmäßigen Turnus aktualisiert werden. So ist etwa die 1967 erstmals erschienene *Encyclopedia of Philosophy* erst 2006 in zweiter Auflage neu aufgelegt worden.

<sup>6</sup> Genannt werden darüber hinaus eine Strömung der Wissenschaftstheorie sowie eine Richtung der formalen Logik. Soziologische Konstruktivismen bleiben jedoch ausgespart. Vgl. Brockhaus 1984.

<sup>7</sup> Vgl. aktuell etwa Lamla et al 2014. Eine Ausnahme hierzu bildet der Eintrag von Ernst von Glaserfeld und Sina Farzin im *Lexikon Soziologie und Sozialtheorie* (vgl. Glaserfeld/Farzin 2008). Trotz der Nennung von Berger/Luckmann und wissenschaftssoziologischen Forschungen (v.a. Knorr Cetina)

philosophische und erkenntnistheoretische Ansätze zu begrenzen, so dass er dort, wo er Verwendung findet, eher als eine Art ›unbegriffener Begriff‹ auftaucht, auf den nicht weiter grundlagentheoretisch reflektiert wird. Dennoch illustriert gerade die Absenz des Konstruktivismus in den einschlägigen Begriffslexika in Verbindung mit der (dem eigentlich entgegenstehenden) Verbreitung des Konstruktionsbegriffs, dass konstruktivistische Argumentationsmuster in der Soziologie nicht als eine Theorie neben anderen auftauchen, sondern ein verbreiterter Bestandteil verschiedenster soziologischer Ansätze sind.<sup>8</sup> Inhaltlich fällt jedoch durch nahezu alle Enzyklopädien hindurch auf, dass der Begriffsgebrauch die an der geometrischen Konstruktion entwickelte Konnotation des Künstlichen und rein Gedanklichen beibehält. Selbst jene philosophischen Nachschlagewerke, die ab den 1970er-Jahren ausführliche Einträge zu ›Konstruktion‹ und ›Konstruktivismus‹ vorsehen, bauen auf diesem Verständnis auf und verstehen unter Konstruktion in der Regel lediglich ein mathematisch-logisches Konzept der Erkenntnisgewinnung. Paradigmatisch hierfür steht die *Enzyklopädie Philosophie und Wissenschaftstheorie*. Dort heißt es: »Konstrukt, [...] auch theoretisches oder hypothetisches K., vor allem in Psychologie und Sozialwissenschaften gebräuchliche Bezeichnung für theoretische Begriffe oder Begriffsgefüge. Der Ausdruck hebt hervor, dass es sich bei K.en um etwas vom Wissenschaftler ›Konstruiertes‹ handelt, das höchstens indirekt empirisch gedeutet werden kann und nicht, wie Beobachtungsbegriffe, unmittelbar auf anschauliche Gegenstände bezogen ist«. (Schroeder-Heister 2005: 310) Ähnliches findet sich im *Historischen Wörterbuch der Philosophie*, das zwar explizit von einer Erweiterung des Konstruktionsbegriffs durch die nachkantsche Philosophie spricht, den Begriff gleichwohl aber auf eine bloße Tätigkeit des Geistes reduziert und ihn dadurch dem der Konstitution angleicht, wie er neben Kant vor allem bei Husserl Verwendung findet (vgl. Mainzer 1976b). Nahezu alle Lexika verstehen unter Konstruktionen daher künstliche und (gerade aufgrund ihrer Gegenstandsferne) erkenntnisfördernde Produkte des wissenschaftlichen Subjekts (vgl. ex. Thiel 2010).

Über diesen am allgemeinen Begriffsgebrauch ablesbaren Aufstieg des Konstruktionsbegriffs manifestiert sich die Konjunktur des Konstruktivismus in erster Linie aber in den fachspezifischen Diskussionen. In seinem Buch *Was heißt ›soziale Konstruktion‹?* hat Ian Hacking eine Liste

bleibt der Begriff aber auch hier primär auf erkenntnistheoretische und psychologische Ansätze beschränkt.

8 Dies unterscheidet das soziologische Verständnis des Begriffs von dem in den Politikwissenschaften, wo konstruktivistische Ansätze vor allem im Bereich der internationalen Politik als eine Theorierichtung neben anderen begriffen und den realistischen oder neorealistischen Ansätzen entgegengestellt werden. Vgl. ex. Ulbert 2006.

sozialwissenschaftlicher Werke zusammengestellt, die sowohl die Verbreitung als auch die Unschärfe des Begriffs sehr deutlich illustriert. Sie beinhaltet ausschließlich Bücher, die die Formulierung ›soziale Konstruktion‹ bereits im Titel tragen und die unter anderem folgenden Themen gewidmet sind: der

›Konstruktion der Autorschaft, der Bevölkerungsstatistik, der Bruderschaft, der drohenden Gefahr, der Emotionen, der Fakten, der Flüchtlingsfrauen, von Gender, der Homosexuellenkultur, der Jugendobdachlosigkeit, des Kindes als Fernsehzuschauer, von Krankheit, der Lesefähigkeit, des medikalisierten Einwanderers, der mündlich tradierten Geschichte, der Natur, der Postmoderne, der Quarks, der Realität, von Serienmorden, der technischen Systeme, des Schulwesens im urbanen Bereich, von Wissen und des Zulu-Nationalismus‹ (Hacking 1999a: 11).

Die Irritation, die dieses gleichsam Borgessche Panoptikum auslöst, verweist unmittelbar darauf, dass man kaum in der Lage sein dürfte, eine prinzipielle Grenze hinsichtlich der gegenständlichen Reichweite des Konstruktivismus zu ziehen. Eine Einschränkung auf bestimmte Bereiche erscheint ebenso wenig möglich wie eine Reduktion auf bestimmte ontologische ›Ebenen.<sup>9</sup> Stattdessen bezieht sich der Konstruktionsverdacht gleichermaßen auf Ideen, soziale Typisierungen, Kategorien, Institutionen und Gruppen wie auf Tatsachen und Naturgegebenheiten. Was für den *Phänomenbereich* der Forschung gilt, lässt sich aber gleichermaßen auch in Bezug auf soziologische Theorien selbst beobachten. Ungeachtet der sonstigen inhaltlichen Differenzen und der Herkunft aus immens unterschiedlichen Theorietraditionen existiert derzeit kaum ein soziologischer Ansatz, der nicht zumindest in Teilen auf konstruktivistische Argumentationsmuster oder entsprechendes Vokabular zurückgreift. Dies zeigt die Verbreitung der Konstruktionsmetapher, die sich fast in der gesamten Breite des Faches beobachten lässt, gleichwohl unterschiedliche Begriffsverständnisse vorherrschen – aktuell reicht die Spannbreite von der Systemtheorie über interaktionstheoretische Ansätze bis zur Rational Choice Theorie (vgl. Esser 2000).

Das für die Soziologie fundamentale Ereignis ist in dieser Hinsicht das Erscheinen des Buches *Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit* von Peter L. Berger und Thomas Luckmann im Jahr 1966 (dt. 1969). Obwohl verschiedene Theoriestränge aus Soziologie und Philosophie zunächst unabhängig voneinander den Konstruktionsbegriff als konzeptionellen Ausgangspunkt verwenden, entwickelt sich der Konstruktivismus nicht zuletzt durch die Publikation dieses Textes seit den

<sup>9</sup> Hacking selbst bemüht sich um eine solche graduelle Korrektur des Konstruktivismus anhand verschiedener ›ontologischer‹ Realitätsebenen, die insgesamt jedoch wenig überzeugend ist. Vgl. hierzu auch Latour 2003.

1970er-Jahren zu einem gemeinsamen Nenner zahlreicher soziologischer Ansätze.<sup>10</sup> Durch die philosophischen Anleihen hat sich der Konstruktivismus aber nicht nur zu einer epistemischen Grundüberzeugung der Soziologie, sondern auch zu einer inhaltlichen Klammer zwischen soziologischen, psychologischen, sozialphilosophischen und erkenntnistheoretischen Positionen entwickelt. Angesichts der Breite und Verzweigtheit des konstruktivistischen Vokabulars ist es jedoch überraschend, dass gerade in der Soziologie in den meisten Fällen auf eine Diskussion der theoretischen Grundlagen bzw. der »Konstruktionsprinzipien« des Konstruktivismus verzichtet wird. Stattdessen bleibt es zumeist bei der bloßen Verwendung des Begriffs. Hinzu kommt, dass auch die Mehrzahl der soziologischen Literatur über den Konstruktivismus wenig überzeugend ist, da es nicht gelingt, die Breite des soziologischen Konstruktivismus zu berücksichtigen und in der Regel eine bestimmte Schule zum Prototyp des Konstruktivismus schlechthin erhoben wird. Theoretische Diskussionen finden so fast ausschließlich in der am deutlichsten auf Epistemologie abzielenden Variante, dem *Radikalen Konstruktivismus*, statt, so dass diese Ausprägung in jenen Debatten zumeist mit Konstruktivismus schlechthin in eins gesetzt wird (vgl. etwa Jensen 1999).

Eine Kartographie des Konstruktivismus steht zudem vor dem Hindernis, die nationalen Theorietraditionen berücksichtigen zu müssen. Eine besondere Bedeutung für die deutschsprachige Debatte kommt hier dem *Radikalen Konstruktivismus* zu, der sein Programm von allen Ansätzen am deutlichsten erkenntnis- und metatheoretisch begründet hat. Theoretische Abhandlungen über Konstruktivismus laufen oft auf eine Verengung auf diese Variante hinaus, die in einigen Bereichen der Sozialwissenschaften den Begriffsgebrauch nahezu monopolisiert hat.<sup>11</sup> Mit

<sup>10</sup> Eine Gegenströmung zum Konstruktivismus findet sich in der gesamten hegelianischen Tradition der Soziologie, d.h. auch in marxistischen Ansätzen und der Kritischen Theorie. Wie bereits im vorigen Abschnitt skizziert, äußert sich dies auch in dem Bruch, der zwischen Marx und der neukantianischen Gründungsphase der Soziologie besteht. Eine weitere wichtige Gegenströmung zum Konstruktivismus ist die Lebensphilosophie, die jedoch in der Nachkriegszeit im deutschen Sprachraum eher marginalisiert war – und erst derzeit wieder vermehrt rezipiert wird. Aus deren Sicht erscheint der Konstruktivismus als ein einseitig rationalistisches Theoriemodell, wodurch eine Kritik formuliert wird, wie sie bereits bei Schopenhauer in *Die Welt als Wille und Vorstellung* anzufinden ist, der gegen Kants Konzentration auf die Ebene der Verstandeskategorien betont, dass neben der Vorstellung auch eine zweite, vitalistische Ebene besteht, die dort (und später bei Nietzsche) mit dem Begriff des Willens bezeichnet wird.

<sup>11</sup> Vgl. diesbezüglich die Liste der Kernbestandteile konstruktivistischen Denkens von Pörksen (2011a: 21f.) sowie die gesamte Auswahl der Texte in dem Band (Pörksen 2011b).

Blick auf die internationale, insbesondere englischsprachige Diskussion wäre eine solche Engführung allerdings höchst problematisch, da wesentliche Bereiche konstruktivistischer Forschung ausgeblendet würden. Insbesondere im Hinblick auf den soziologischen Konstruktivismus im engeren Sinne treten die Differenzen zwischen den einzelnen Sprachräumen zutage. Während die Mehrzahl der deutschsprachigen theoretischen Abhandlungen über konstruktivistisches Denken dem Umfeld des *Radikalen Konstruktivismus* entstammen oder diesen zumindest als zentralen Protagonisten behandeln, greifen die amerikanischen und britischen Diskussionen um ›social construction‹ auf zahlreiche andere Referenzautoren und -autoren zurück – und eben nahezu überhaupt nicht auf Luhmann, Ernst von Glaserfeld oder Heinz von Foerster.<sup>12</sup> Hinzu kommt, dass es zumindest im englischen Sprachraum üblich ist, zwischen *constructionism* und *constructivism* zu unterscheiden – eine Differenz, für die im Deutschen keine begriffliche Entsprechung existiert. Während der soziologische Konstruktivismus als *constructionism* begriffen wird, bezieht sich der Begriff *constructivism* dort weitgehend auf psychologische und wahrnehmungstheoretische Überlegungen im Anschluss an Piaget, welche die Konstruktion der Welt für ein Subjekt bzw. einen Beobachter zum Thema haben. Die genuin soziale Komponente der Konstruktion von Realität zu untersuchen, d.h. jene, welche über Interaktionen, Kommunikation und intersubjektive und kollektive Praxis thematisiert wird, obliegt dem Ressort des *constructionism* bzw. (wie meist synonym verwendet) dem *social constructionism*.<sup>13</sup>

So komplex eine Beschäftigung mit dem Konstruktivismus vor diesem Hintergrund erscheinen mag, durch die Konzentration auf die soziologischen Varianten wird deutlich, dass besondere Aufmerksamkeit der

<sup>12</sup> Als zumindest hilfreicher Indikator der Diskussionslinien im englischsprachigen Raum kann das *Handbook of Constructionist Research* aus dem Jahr 2008 gelten. Die (abgesehen von den Herausgebern und beteiligten Autorinnen und Autoren) in den Texten meistgenannten Autoren sind Michel Foucault, Peter Berger und Thomas Luckmann. Das Autorenverzeichnis des nahezu 800 eng beschriebene Seiten umfassenden Kompendiums zählt für Foucault 70, für Berger 68 und für Luckmann 63 Nennungen. Goffman und Latour kommen jeweils noch auf 35 Nennungen, während Luhmann überhaupt nicht genannt wird und auf von Glaserfeld ein einziges Mal verwiesen wird. Vgl. Holstein/Gubrium 2008. Diese Konstellation, die nicht zuletzt die mangelhafte Rezeption Luhmanns in den englischsprachigen Sozialwissenschaften indiziert, wird hier nicht als inhaltliches Argument für oder gegen bestimmte Varianten des Konstruktivismus begriffen, sondern als Anzeichen der Verzweigungen des konstruktivistischen Denkens und als Grund für die Wahl eines breiteren Ausgangspunkts in den folgenden Abschnitten.

<sup>13</sup> Zur Unterscheidung zwischen ›constructivism‹ und ›constructionism‹ vgl. Gergen 1985: 266, Anm. 1; Burr 1995: 1. Bei Hacking (1999a: 8of.) wird

Phase der allmählichen Begriffswerdung in den 1960er- und -70er-Jahren gelten muss. Da im Folgenden der *soziologische Konstruktivismus* im Zentrum des Interesses steht, werden nicht alle existierenden Formen des Konstruktivismus behandelt. Insbesondere der *Methodische Konstruktivismus* der so genannten *Erlanger Schule* um Paul Lorenzen bleibt ausgespart, da er insgesamt kaum nennenswerten Einfluss auf die Soziologie gehabt hat.<sup>14</sup> Ebenso wie dekonstruktivistische Positionen bleibt zudem der psychologische Konstruktivismus im Anschluss an Jean Piaget ausgeklammert, auch wenn dieser den Begriff bereits 1937 in einer Publikation titeltragend verwendete (vgl. Piaget 1937).

## 3.2 Der Linguistic Turn und die Bedeutung der Sprache

»Ein Text-Äußeres gibt es nicht.« Derrida 1983: 274

Seit den 1960er-Jahren ist in den Kultur- und Sozialwissenschaften nicht nur auf der Ebene der Theorie viel über ›Paradigmenwechsel‹ (Kuhn) und ›epistemologische Brüche‹ (Bachelard) diskutiert worden. Insbesondere in den letzten beiden Dekaden wurden auch zahlreiche ›turns‹ ausgerufen – es ist die Rede vom *cultural turn*, *spatial turn*, *iconic turn*, *visual turn*, *interpretive turn*, *performative turn* und noch anderen mehr.<sup>15</sup> Die genannten Phänomene sind durchgehend neueren Datums und finden ihr ›Vorbild‹ in dem zentralen geisteswissenschaftlichen Paradigmenwechsel der Mitte des zwanzigsten Jahrhunderts: dem *linguistic turn*. Doch anders als die aufgelisteten Beispiele, die eher eine gewisse Interessenverschiebung in bestimmten Teilen des Faches beschreiben, entspricht der *linguistic turn* tatsächlich einem grundlegenden Paradigmenwechsel, wie auch Andreas Reckwitz in seiner breit angelegten Studie über *Die Transformation der Kulturtheorien* betont:

»Die Begriffe des *cultural turn* und des *interpretive turn* können mit Blick auf die Sozialwissenschaften – anders als das Schlagwort des *linguistic turn* bezüglich der angelsächsischen Philosophie seit den fünfziger

der ›constructivismus‹ auch stärker mit der erkenntnistheoretischen Differenz von Realität und Erscheinung in Verbindung gebracht.

<sup>14</sup> Eine gewisse Ausnahme bilden die Arbeiten von Peter Janich, die hier jedoch nicht als eigenständige Variante des soziologischen Konstruktivismus begriffen werden. Vgl. ex. Janich 1996.

<sup>15</sup> Dass (zumindest in einem Fach) wohl kaum derartig viele turns stattgefunden haben können wie ausgerufen wurden, dürfte auf der Hand liegen. Vgl. zum Überblick Bachmann-Medick 2006; Moebius 2012.

Jahren – dabei aber kein vollständiges ›Umschlagen‹ des wissenschaftlichen Feldes im strikten Sinne eines Kuhnschen Paradigmenwechsels, sondern eher eine graduelle Verschiebung der konzeptuellen Gewichte umschreiben.« (Reckwitz 2006: 17f., Anm. 4)<sup>16</sup>

Worum handelt es sich nun aber bei diesem grundlegenden Umbruch? Im engeren Sinne wird mit *linguistic turn* vor allem die Wende hin zu einer konsequent sprachanalytisch fundierten Philosophie bezeichnet. Setzt man den Begriff des Paradigmenwechsel allerdings (wie Thomas Kuhn) etwas tiefer an, dann ist diese Beschreibung jedoch etwas missverständlich, da die zentrale Bedeutung weniger der Vorherrschaft einer Theorie, sondern der Existenz eines basalen Forschungskonsenses im Sinne der Zugehörigkeit zu einem als interessant und relevant definierter Feld zukommt. Hierbei spielt es keine Rolle (bzw. ist es gerade von Vorteil), dass es verschiedene Ansätze und miteinander konkurrierende Positionen gibt, da sie im Streit ihrerseits bestätigen, dass das, worum gestritten wird, eine sinnvolle – da streitbare – Frage ist. Die Hinwendung zur Sprache eint entsprechend zahlreiche Positionen und nicht nur die analytische Philosophie oder reine Bedeutungstheorien, die sich dadurch auszeichnen, dass sie »fast ausschließlich über das Wesen der Bedeutung selbst« (Hacking 2002: 9) schreiben. Sie reicht von einer strukturalistischen Semiotik über kommunikationstheoretische Ansätze der Sozialwissenschaften bis zur Sprechaktheorie und eben jenen Diskussionen der analytischen Philosophie. Dass es sich um eine entscheidende Wende handelt, offenbart sich spätestens dann, wenn auch klassische Philosophien sprachtheoretisch reinterpretiert werden.

Aber auch wenn in der Philosophie ein erheblicher Teil dieser Wende darin kulminierte, bewusstseinstheoretische Fragestellungen sprachanalytisch zu reformulieren – und damit die mentalen Strukturen des Geistes als sprachverfasst oder sprachanalog zu begreifen –, wäre es zu einfach, den *linguistic turn* bloß als Variante des ›Mentalismus‹ zu begreifen. Eine solche Interpretation bleibt voreingenommen und übersieht, dass die Unterscheidung zwischen Geistes- und Naturwissenschaften zumindest bei einigen Vertretern des *linguistic turns* gerade auf dem Prüfstand steht. Grundkonsens besteht allerdings über die unterschiedlichen Ausprägungen hinweg in der Annahme, dass das Untersuchungsfeld – sei es philosophischer oder wissenschaftlicher Art – von Grund

<sup>16</sup> Es soll hier nur angemerkt werden, dass dieser Begriffsgebrauch einen weitaus unschärferen bzw. offeneren Paradigmenbegriff als Kuhn verwendet. Kuhn sah die Existenz von Paradigmen einzig in den ›reiferen‹ Naturwissenschaften gegeben. Für die Sozial- und Geisteswissenschaften hielt er dies zwar prinzipiell für möglich, jedoch auf dem gegebenen Stand für unrealistisch, da es hier (noch) nicht zu einem »festumrisseinen Forschungskonsensus« gekommen sei (Kuhn 1976: 30).

auf durch »sprachliches Material bevölkert« ist (Schnädelbach 2000: 205).<sup>17</sup> Unterschiedliche Wege öffnen sich erst hinsichtlich der Frage, ob die Sprache isoliert analysiert werden kann (wie in den Ansätzen zu einer ›reinen Bedeutungstheorie‹) oder ob hier nicht immer schon gesellschaftliche Sachverhalte eingeschlossen sind, die eine Sprachanalyse nur als zugleich auch historische und soziologische Analyse sinnhaft erscheinen lassen. Es überrascht nicht, dass sich die Soziologie vor allem für den zweiten Weg öffnete, sofern sie Sprache und Kommunikation in die Untersuchung integrierte.

Um den durch den *linguistic turn* verursachten Umbruch ermessen zu können, ist der Bezug auf Kant instruktiv. Zunächst dürfte offenkundig sein, dass es in der erkenntnistheoretischen Reflexion bei Kant noch nicht um Sprache in einem grundlegenden Sinne ging. Wie bereits gezeigt wurde, war sie konzipiert als Konstitutionsanalyse von Erkenntnis und demnach auf das Problem der Möglichkeit synthetischer Urteile a priori und auf die Kategorien der Erkenntnis gerichtet. Die geschilderten Umbrüche der nachkantschen Philosophie haben demgegenüber das Historische und Soziologische akzentuiert und gegen das apriorische Logikkalkül Einspruch erhoben. Die volle Tragweite (und auch Unübersehbarkeit) erhält diese Skepsis aber erst mit dem *linguistic turn*, dessen Grundmomens man aus Sicht der Kantschen Philosophie auf zwei unbestimmte Thesen vereinfacht kondensieren kann: Einerseits geht es um eine »Ersetzung des (transzendentalen) Subjekts durch Sprache, also durch einen anderen Weltsachverhalt, an dessen Selbstanalyse jede Erkenntnistheorie anzuschließen hat« (Luhmann 1999: 164) und andererseits um eine historisch-empirische Wendung der philosophischen Grundlagenreflexion. Beides ist durchaus umstritten, gerade auch hinsichtlich der daraus resultierenden Konsequenzen. Denn die Folgen hieraus tangieren das gesamte Programm der Erkenntnistheorie und die Möglichkeit des Philosophierens überhaupt.

Der erste Aspekt betrifft direkt den Stellenwert der Sprache in Philosophie und Erkenntnistheorie. Sowohl die Kantsche Philosophie als auch die Phänomenologie Husserls waren in dem Sinne nicht sprachlich ausgerichtet, als sie ihrerseits die Grundzüge von Erkenntnis über eine Konstitutionsanalyse des reinen Denkens (Kant) bzw. des Bewusstseins (Husserl) rekonstruieren wollten. In beiden Ansätzen findet sich hierzu

<sup>17</sup> Es ist nicht Ziel dieser kurzen Skizze, die Genealogie und Entwicklung der sprachanalytischen Einsichten im Einzelnen zu verfolgen. Insbesondere das Verhältnis zwischen Sprachphilosophie und der ›philosophy of mind‹ ist Gegenstand einer längeren Auseinandersetzung in der Philosophie, die nicht zuletzt dadurch bestärkt wurde, dass John R. Searle, der Begründer der Sprechakttheorie, diese in seinen späteren Publikation zu einem bloßen »Zweig der Philosophie des Geistes« (Searle 1987: 9 sowie 1993: 9) erklärt und damit relativiert hat. Vgl. dazu auch Schnädelbach 2000: 206f.

die Figur einer (transzendentalen) Subjektivität, die Ausgangspunkt oder Garant dieser Erkennensleistung ist. Mit der sprachtheoretischen Wende wird nun – verkürzt gesagt – in Frage gestellt, ob eine solche Analyse bereits unter Absehung von sprachlichen Tatsachen von statthen gehen kann oder ob nicht Erkenntnis und Bedeutung immer schon sprachlich strukturiert sind. Theoriearchitektonisch tritt gewissermaßen die Sprache an die Stelle des erkenntnisstiftenden Subjekts, so dass sich zum Hauptstreitpunkt nun die Frage entwickelt, wie Sprache zu analysieren sei und welchem Aspekt von Sprache hier eine zentrale Rolle zukommt (Pragmatik, Grammatik usw.). In verdichteter und exemplarischer Form findet sich diese Argumentationslinie in Derridas Auseinandersetzung mit Husserl in *Die Stimme und das Phänomen*. Derrida versucht dort anhand der Dekonstruktion des Zeichenbegriffs von Husserl aufzuweisen, dass sich unmöglich von einer »vor-ausdrücklichen und vor-sprachlichen Schicht des Sinns« (Derrida 2003: 45) ausgehen lässt, die Husserl im intentionalen Akt des Bedeutens auszumachen versucht und die gewissermaßen einer Bedeutungsschicht vor der Sprache gleichkäme – bzw. bei Derrida vielmehr: vor der Schrift (vgl. Derrida 1983). Nimmt man Derridas Lektüre ernst, dann zwingt dies zur Annahme, dass sich (kontingente) Aspekte von Sprache auch in jene Sphären der Erkenntnistheorie einnisten, die der Frage nach der Bedingung der Möglichkeit von Erkenntnis überhaupt gelten. Indem sich aber Sprachspuren auch im eigentlich nichtempirischen, transzentalen (bzw. bei Husserl: eidetischen) Erkenntnisfeld wiederfinden lassen, desavouiert dies das Bemühen um eine sprachfreie Grundlegung von Erkenntnis und damit möglicherweise auch das um eine reine Erkenntnistheorie.<sup>18</sup>

Demgegenüber ist mit dem zweiten Aspekt eine bestimmte (und genuin soziologische) Interpretation dieser Grundannahme benannt, die insgesamt skeptisch gegenüber dem Projekt einer isolierten oder apriorischen Grundlagenreflexion ist. Die Wendung auf Sprache wird hier so interpretiert, dass damit die Idee des Apriorischen erkenntnistheoretisch relativiert wird, da in das Unternehmen einer ›transzentalen Reflexion‹ (Kant) unweigerlich empirische und historische Daten einsickern. Insbesondere in der Rede von einem ›historischen Apriori‹, wie man sie insbesondere bei Foucault anfindet, wird betont, dass sich Grundlagenreflexion und Logik nicht von kontingenzen empirischen Faktoren reinigen lassen, sondern selbst historische Konstitutionsbedingungen haben.<sup>19</sup> Freilich ist dies nicht nur erkenntnistheoretisch umkämpft, sondern auch philosophisch unliebsam. Denn akzeptiert man die Historisie-

<sup>18</sup> Zumindest gilt dies unter der Annahme, dass in Sprache notwendigerweise kontingente, empirisch-historische Momente eingelagert sind – eine Prämisse, die in Zweigen der analytischen Philosophie nicht geteilt wird.

<sup>19</sup> Vgl. Foucault 1974: 204 sowie die Anmerkung 45 auf Seite 95 dieses Buches.

rung und Relativierung des Apriorischen, so gerinnt das Philosophieren, wie Schnädelbach im Bemühen der Erneuerung des Kantianismus nicht ohne Sorge formuliert, unweigerlich in den »Strudel kontingenter Faktizität« (Schnädelbach 2000: 51).

Aus diesen Gründen kommt der *linguistic turn* – wohlgemerkt nur in seiner soziologischen Lesart – einer Verunreinigung der Logik gleich: Der Einbruch der Sprache in die Grundlagenreflexion prononciert so verstanden einen notwendig historischen und soziologischen Aspekt, der folgerichtig bis heute eine zentrale Herausforderung an die Philosophie darstellt – und äußerst umstritten ist. Aus soziologischer Perspektive bietet dies jedoch Anlass zu grundsatztheoretischen Fragen, die einen zentralen Ausdruck im konstruktivistischen Vokabular gefunden haben. Der entscheidende Punkt hierbei ist vielleicht, dass Erkenntnis unter soziologischen Vorbehalt gestellt werden kann, was der konstruktivistischen Soziologie eine Vielzahl neuer Gegenstandsbereiche eröffnet. Gleichsam aus diesem Geist heraus betrifft der Paradigmenwechsel hin zu Sprache und Kommunikation die soziologische Theoriediskussion selbst dort, wo sie sich nicht (oder noch nicht) explizit auf die Prämissen des *linguistic turn* eingelassen hat. Entsprechend kann man im Anschluss an die sprachtheoretische Wende zahlreiche Versuche der Reformulierung der klassischen Soziologie beobachten: sei es, dass der Handlungsbegriff in ein Kommunikationsvokabular überführt (oder dadurch ersetzt) wird,<sup>20</sup> dass durch die Hinwendung zu Sprache von Subjektivität auf Intersubjektivität umgestellt wird oder auch bloß, dass vermeintlich nichtsprachlich verfasste Sozialaspekte wie Affektivität, Körperlichkeit oder Räumlichkeit problematisiert werden. Die Hinwendung zur Sprache macht aber noch einen weiteren Aspekt unverkennbar, der bereits in die Grundverfassung des modernen Denkens eingelassen ist. Die Betonung der Eigenlogik der Sprache (bzw. der Schrift) erzwingt zugleich eine Distanzierung von Abbildtheorien der Wirklichkeit und damit die Vorrangstellung der Erkenntnistheorie über die Ontologie. Diese Wende, die – wie gezeigt wurde – spätestens mit Kant beginnt, findet im zwanzigsten Jahrhundert breite Resonanz. Die Verabschiedung der Abbildtheorie der Repräsentation führt zu einer Umkehrung, »in der Epistemologie systematischen Vorrang vor der Substanzontologie bekommt« (Sandkühler 2009: 43).

Auch wenn sich die Integration sprachtheoretischer Prämissen in die Soziologie in verschiedenen Ansätzen und Theorietraditionen durchaus

<sup>20</sup> »Nicht mehr das neuzeitlich von Handel und Industrie geprägte ‚Handeln‘, sondern die von der Informationsgesellschaft geprägte ‚Kommunikation‘ soll Grundbegriff und Baustoff der Gesellschaft sein [...].« (Knoblauch 1999: 219) Eine besondere Relevanz erlangt dieser Paradigmenwechsel innerhalb der deutschsprachigen Soziologie, da diese stärker als die englische oder französische vom Begriff des Handelns her konzipiert war.

unterschiedlich gestaltet, spielt der *linguistic turn* doch für die Mehrzahl der soziologischen Konzepte eine gewisse (wenn auch nicht immer verbalisierte) Rolle. Insbesondere für konstruktivistische Positionen scheint diese Wende relevant zu sein, da es trotz der bereits tendenziell historisierenden und relativistischen Argumentationsweisen der soziologischen Klassiker erst nach diesem Wandel gelingt, dass sich der Konstruktivismus in den Sozial- und Kulturwissenschaften etablieren kann. Bevor im Folgenden die verschiedenen Varianten des soziologischen Konstruktivismus rekonstruiert werden, ist es daher hilfreich, jeweils kurz auf den Stellenwert der Sprache in diesen Ansätzen hinzuweisen.

In allen drei Varianten des Konstruktivismus wird Sprache – wenn auch in unterschiedlicher Form – eine zentrale Bedeutung beigemessen. (1) Indem der wissenssoziologische und hermeneutische Sozialkonstruktivismus im Wesentlichen auf faktische Wissensbestände und weniger auf die allgemein-erkenntnistheoretische Frage nach den Bedingungen der Möglichkeit von Wissen gerichtet ist, spielen bei ihm vor allem Fragen der Aushandlung und Bedeutung eine zentrale Rolle. Da dadurch der Interaktion ein wesentliches Gewicht beigemessen wird, rücken letztlich Kommunikationen ins Zentrum der Aufmerksamkeit. Besonders Thomas Luckmann hat in späteren Schriften schließlich betont, dass soziale Konstruktionen im Wesentlichen als kommunikative Konstruktionen zu begreifen sind. (2) Im Operativen Konstruktivismus Luhmanns sind ebenfalls Kommunikationen zentral, wenngleich Sprache hier anders thematisiert wird (vgl. Luhmann 2001: 236). Obwohl der Ansatz Luhmanns angesichts der Herkunft aus dem *Radikalen Konstruktivismus* primär auf Fragen der Wahrnehmung und des Erkennens gerichtet ist, geht Sprache bereits in die Grundlagenreflexion des Konstruktivismus ein und spielt überdies soziologisch eine wohl kaum zu überbietende Rolle, insofern bei Luhmann alle Operationen sozialer Systeme kommunikative Operationen sind. (3) Dass Sprache schließlich beim diskurstheoretischen Konstruktivismus eine zentrale Bedeutung besitzt, muss kaum eigens betont werden. Relevant erscheint jedoch, dass sich hier eine dritte Argumentationsform abzeichnet, die Sprache weder primär als kommunikatives Interaktionsgeschehen noch als systemische Operationseinheit adressiert, sondern als gesellschaftliches Ordnungsraster behandelt. Indem es Foucault um die Wirksamkeit (und weiterzeugende Kraft) von Sprache als Ordnungssystem geht, betont er von allen drei Varianten am deutlichsten, dass auch vermeintlich bloß feststellendes Wissen »gegenstandsgenerierende« Kraft besitzt und akzentuiert gegenüber dem (klassisch) konstativen Verständnis von Sprache deren performatives Moment.<sup>21</sup> Zusammengefasst finden sich also drei unterschiedliche Argumentationsstrategien, die jedoch gerade in ihrer Vielschichtigkeit

<sup>21</sup> Vgl. dazu auch die Ausführungen in Abschnitt 3.5 und 4.3.

die zentrale Bedeutung des Sprachlichen bestätigen. Gleichgültig ob es wie bei Berger/Luckmann um Kommunikation als Interaktionsmoment, wie bei Luhmann um (eigenlogische) Kommunikation als soziale Operation oder um Diskurse als gesellschaftliche Ordnungsgefüge geht – jeweils kommt Sprache (wenn auch in unterschiedlichen Formen und Thematisierungsweisen) theoriearchitektonisch eine Schlüsselstellung zu. Dies gilt es nun im Einzelnen anhand der unterschiedlichen konstruktivistischen Positionen zu diskutieren.

### 3.3 Erste Variante: Klassischer Sozialkonstruktivismus – Berger/Luckmann

»Was die Dinge sind, [...] sind sie als Dinge der Erfahrung.« Husserl 1950: 111

Die klassische Wissenssoziologie ist in vielerlei Hinsicht mit der Formulierung des konstruktivistischen Paradigmas verbunden. Es nimmt also nicht wunder, dass die soziologisch prominente Variante des Konstruktivismus im unmittelbaren Bezug auf die Wissenssoziologie von Scheler und Mannheim entsteht. Das klassische Werk *Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit* von Peter L. Berger und Thomas Luckmann trägt nicht zufällig den Untertitel *Eine Theorie der Wissenssoziologie*. Ihr zentrales Bemühen gilt einer Reformulierung der Wissenssoziologie, die an die Einsichten von Sozialphänomenologie (Alfred Schütz) und amerikanischem Pragmatismus anschließt und mithilfe der Philosophischen Anthropologie Helmuth Plessners begründet wird. Die von Berger/Luckmann artikulierte Weiterführung der Wissenssoziologie ist durch den Einfluss von Phänomenologie und Pragmatismus noch deutlicher mikrosoziologisch ausgerichtet und zielt noch enger auf Alltagswissen und unmittelbare soziale Praxis ab. Die zentrale Frage, die hierin verhandelt wird, ist bekanntlich, wie es kommt, dass die von den Akteuren selbst produzierte Ordnung eine objektive Qualität annehmen kann und wie selbstverständlich als gegeben erfahren wird.<sup>22</sup> Die Fragerichtung zielt auf das Problem der sozialen Ordnung, also der Stabilität von Ver-

<sup>22</sup> Eine ähnliche, sozialontologische Frage steht auch bei Searle in dessen fast gleichlautendem Buch *Die Konstruktion der gesellschaftlichen Wirklichkeit* im Fokus. Die Differenz zwischen beiden Ansätzen verdichtet sich jedoch im Titel: Bei Searle geht es explizit nur um einen Ausschnitt der Wirklichkeit, nämlich den gesellschaftlichen, während Berger/Luckmann gerade ohne diese Einschränkung auskommen. Auch wenn dem letztlich unterschiedliche Wirklichkeitsbegriffe zugrunde liegen, ist die Differenz weitreichend, da Searle

haltensmustern und Normen sowie der Dauerhaftigkeit sozialer Strukturen. Der adressierte Gegenstand der Wissenssoziologie liegt aber im Vorhandensein und der »Distribution von Wissen« (Berger/Luckmann 2007: 17). Dies erfordert insofern eine wissenssoziologische Perspektive, als es darin primär um jenes Wissens geht, »welches das Verhalten in der Alltagswelt reguliert« (ebd.: 21), und dieses Wissen seinen Ursprung nicht im solitären Akt des Subjekts hat, sondern weitgehend aus zweiter Hand stammt, d.h. soziales Wissen ist.

Das Ergebnis dieser Reformulierung der Wissenssoziologie ist der erste sich explizit sozialkonstruktivistisch nennende Ansatz der Soziologie. Vermittelt über den mikrosoziologischen Blick auf symbolische Interaktionen und den ›sinnhaften Aufbau der sozialen Welt‹ (Schütz 1993) artikuliert sich das konstruktivistische Programm hier auf der Ebene des Handelns sowie der Hervorbringung und Institutionalisierung von gesellschaftlichen Wirklichkeiten. Entsprechend zielt der Begriff der Konstruktion bei Berger/Luckmann keineswegs auf rein mentale Erzeugnisse, sondern auf die Produkte sozialer Handlungszusammenhänge.<sup>23</sup> Betont wird, dass diese Produkte wiederum dialektisch auf den Produzent selbst zurückwirken, wie die drei Grundthesen des Buches unmissverständlich deutlich machen: »Gesellschaft ist ein menschliches Produkt. Gesellschaft ist eine objektive Wirklichkeit. Der Mensch ist ein gesellschaftliches Produkt.« (Berger/Luckmann 2007: 65) Die Wirklichkeit wird in dem Sinne grundsätzlich als Konstruktion begriffen, als sie Ergebnis der Zusammenwirkung von Handlungen ist, die über Institutionen, Normen und Objektivationen dauerhaften Status erlangen. Hinzu tritt schließlich noch der Aspekt der Sinnvermitteltheit, den Berger/Luckmann von Schütz übernehmen: »Die symbolische Sinnwelt ist als die Matrix aller gesellschaftlich objektivierten und subjektiv wirklichen Sinnhaftigkeit zu verstehen. Die ganze Geschichte der Gesellschaft und das ganze Leben des Einzelnen sind Ereignisse innerhalb dieser Sinnwelt.« (Ebd.: 103) Entsprechend bezieht sich die Aussage vom Konstruktionscharakter der Wirklichkeit auch hinsichtlich der objektiven Faktizität der Ordnung stets auf symbolische Sinnwelten, die in ihrer objektivierten Form des ›Wissens‹ jede Form von Wirklichkeit notwendig durchziehen – denn erst vermittelt über Sinn und Wissen kann etwas als wirklich begriffen werden. Dieses Geschehen ist der Untersuchungsgegenstand der Wissenssoziologie, die eben nicht einfach nur die empirische Streuung von

nicht zuletzt für eine Korrespondenztheorie der Wahrheit eintritt. Vgl. Searle 2011.

<sup>23</sup> Obwohl Berger/Luckmann phänomenologisch ansetzen, handelt es sich bei ihrem Ansatz nicht einfach um eine soziologische Wendung der Konstitutionsanalyse Husserls. Für eine Diskussion des Unterschieds von Konstruktion und Konstitution vgl. Luckmann 1999.

Wissen beschreibt, sondern untersucht, »auf Grund welcher Vorgänge ein bestimmter Vorrat an ›Wissen‹ gesellschaftliche ›Wirklichkeit‹ werden konnte« (ebd.: 3).

Dennoch besteht ein entscheidendes Argument in *Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit* darin, die objektive Wirklichkeit nicht bloß als Ergebnis von Bedeutungszuschreibungen, sondern als objektiven Wirkzusammenhang zu begreifen, der auch dann wirkmächtig ist, wenn er von den Individuen nicht verstanden wird. So konzipiert, enthält der Konstruktionsbegriff zwei Elemente: Er bezieht sich zum einen phänomenologisch auf die Konstruktion von Sinn und zum anderen auf die (handlungs-)praktische Erschaffung der Wirklichkeit. Die vom Mensch selbst erschaffenen und für ihn gültigen (wenn auch dadurch nicht widerspruchsfreien) Wirklichkeiten sind also im doppelten Sinne konstruiert: als Bedeutungswelten über symbolische Sinnkonstruktionen und als materielle Welten über praktische Entäußerungen. Diese beiden Aspekte lassen sich nicht voneinander trennen, so dass Berger/Luckmann je nach Akzentuierung unterschiedliche Schwerpunkte setzen. Insbesondere in den Beschreibungen der objektiven Wirklichkeit spielt vorwiegend das Moment der produktiven Entäußerung eine Rolle, schließlich ist es deren Charakteristikum, dass ihr Wirklichkeitscharakter auch dann nicht geringer wird, »wenn der Mensch den Sinn oder die objektive Wirkung nicht begreift« (ebd.: 64). In diesem Zusammenhang scheint relevanter, dass die objektiven Institutionen als »Produkte tätiger menschlicher Selbstentäußerung objektiven Charakter gewinnen« (ebd.: 64f.). Mit dem Begriff der Konstruktion sind also beide Momente gemeint: Auf der einen Seite betonen sie, dass Wirklichkeit, insofern sie notwendig sinnhaft vermittelt ist, eben überhaupt erst *sinnhaft* konstruiert werden muss. Und auf der anderen Seite begreifen sie die Konstruktion der Wirklichkeit im Anschluss an Plessner und Marx in einem praktischen Sinne als menschliche Selbsterzeugung der Welt, so dass Konstruktionen mehr sind als mentale Vorstellungswelten und die objektive Wirklichkeit der Gesellschaft nicht darauf angewiesen ist, ›richtig‹ verstanden oder entschlüsselt zu werden. Die konstruierten Wirklichkeiten gehen über subjektive Wirklichkeiten hinaus, sie manifestieren sich in sozialen Tatsachen, sie erzeugen Institutionen, Artefakte, Rituale und andere soziale Objektivationen. Wenn also bei Berger/Luckmann und im hieran anschließenden (phänomenologischen) Sozialkonstruktivismus von Konstruktion die Rede ist, dann ist damit primär kein mentales Konstrukt des Bewusstseins gemeint – gleichwohl es das als subjektive Wirklichkeit auch ist.<sup>24</sup> Der Begriff zielt im Wesentlichen auf die objektive

<sup>24</sup> Berger/Luckmann werden daher im englischsprachigen Raum eindeutig dem ›constructionism‹ und nicht dem ›constructivism‹ zugerechnet. Vgl. hierzu auch die Ausführungen auf Seite 69, insbesondere Anmerkung 13.

Wirklichkeit, die »ungeachtet unseres Wollens« (ebd.: 1) vorhanden ist und die wir durch unsere tägliche Praxis immer auch materiell erzeugen und reproduzieren.

Der Sozialkonstruktivismus von Berger/Luckmann baut also auf zwei zentralen Grundthesen auf. *Erstens* betont er, dass die soziale Welt prinzipiell ein kollektives und intersubjektives Produkt ist. Die hieraus entlehnte Frage richtet sich darauf, wie soziale Ordnung entsteht und wie es kommt, dass sie von den Menschen im Alltag als eine Instanz erfahren wird, die ihnen als objektive Größe gegenübertritt. *Zweitens* betont er, dass soziale Wirklichkeit fortlaufend in Interaktionen verfestigt wird. Die hieraus abgeleitete Frage dominiert die Formulierung dieses Ansatzes und gilt dem ›Wie‹, d.h. sie richtet sich auf die Weisen der Erhärtung von Wirklichkeit. Folgerichtig beschäftigt sich der Sozialkonstruktivismus auch mit den ›Medien‹ der Objektivierung sozialer Ordnung (Symbole, Rituale, Sprache, Typisierung – vgl. auch Knorr Cetina 1989: 88). Der Ansatz ist empirisch, aber nicht weil er selbst auf empirischen Daten aufbaut, sondern weil er praxistheoretisch argumentiert, d.h. eine theoretische Begründung der Bevorzugung von Empirie liefert – einerseits durch die Hinwendung zum Alltagswissen und andererseits durch die Rolle, die der wirklichen tätigen Praxis bei der Institutionalisierung zugeschrieben wird.

Die Konsequenz daraus ist, dass es bei Berger/Luckmann zunächst keine prinzipielle Einschränkung der Reichweite der Konstruktionsthese gibt. Sie ist auf Wirklichkeit schlechthin bezogen und nicht wie bei Searle auf gesellschaftliche Wirklichkeit, der die vermeintlich außergesellschaftliche Wirklichkeit entgegengestellt wird. Stattdessen gibt es keine außer-soziale Wirklichkeit, mit der die gesellschaftlich konstruierte Wirklichkeit abgeglichen und an der sie korrigiert werden könnte. Doch so plausibel dieser Gedanke aus soziologischer Perspektive auch sein mag, er erzeugt trotz allem eine gewisse Unklarheit hinsichtlich der Tragweite des Konstruktionsgedankens, die auch in den Schriften der Autoren zum Tragen kommt. Insbesondere Luckmann spricht in späteren Texten häufig von der Konstruktion der *gesellschaftlichen* Wirklichkeit, so dass unklar bleibt, ob die Konstruktionsthese in ihrer Reichweite eingeschränkt ist: Ist lediglich gesellschaftliche Wirklichkeit konstruiert, wie Luckmann in späteren Texten nahelegt, oder ist Wirklichkeit schlechthin gemeint? Gehört Materialität/Natur als solche aber schon zur Wirklichkeit? Oder nur insofern sie Teil unserer, insbesondere alltäglichen Wirklichkeitswelt ist? In seiner Verteidigung des klassischen Sozialkonstruktivismus von Berger/Luckmann gegen den Latourschen Konstruktivismus hat Georg Kneer in dieser Frage für eine erkenntnistheoretische Begrenzung votiert: »Die konstruktivistische Wissenschaftssoziologie analysiert die sozialen Vorgänge, durch die eine institutionelle Verfestigung wissenschaftlicher Tatsachendarstellungen (›es gibt Quarks, Photonen, schwarze Löcher‹)

erfolgt – die metawissenschaftliche (metaphysische) Frage, ob diese Dinge ‚an sich‘ oder ‚für uns‘ existieren, ist dagegen eine Frage ohne Wert.« (Kneer 2009a: 18) So plausibel diese disziplinäre Einschränkung aus forschungspragmatischer Sicht erscheinen mag, als theoretisches oder gar erkenntnistheoretisches Argument vermag sie – zumal in dieser Begründung – kaum zu überzeugen.<sup>25</sup>

Trotz derartiger Klärungsversuche ist nicht zu leugnen, dass der Sozialkonstruktivismus bei einigen Fragen zumindest unentschieden bleibt. Zwar wird die strenge Gegenüberstellung zwischen Materie und Geist zurückgewiesen, wenn betont wird, dass das Soziale in seiner Materialität Ergebnis gesellschaftlicher Konstruktionsprozesse ist. Eine Trennung zwischen Bedeutungsebene und materieller Ebene bleibt in der Konzeption jedoch latent angelegt. Die offenen Fragen bzgl. des Konstruktionskonzepts entsprechen also denen bzgl. des Wirklichkeitsbegriffs. Grundsätzlich zielt dieser nicht auf das ‚Wirkliche außerhalb‘, sondern auf Sinn, da aus phänomenologischer Perspektive die Wirklichkeit des Menschen immer eine Sinnwelt ist (vgl. Descombes 1981: 94). Dadurch wird die ‚bloße Natur‘ ausgeklammert, weil sie keinen direkten Unterschied hinsichtlich unserer Wirklichkeitskonzeption macht, schließlich besteht das Hauptaugenmerk der Wissenssoziologie darin, zu erforschen, »was in einer Gesellschaft als ‚Wissen‘ gilt« und zu untersuchen »aufgrund welcher Vorgänge ein bestimmter Vorrat von ‚Wissen‘ gesellschaftlich etablierte ‚Wirklichkeit‘ wird« (beide: Berger/Luckmann 2007: 3). In dem der Schwerpunkt auf der Etablierung der Wirklichkeitskonstruktionen liegt, spielt Wissen vorwiegend unter dem Aspekt der sozialen Wirksamkeit eine Rolle und wird – als Ergebnis von Verstehensinteraktionen und Aushandlungen – weitgehend pragmatisch behandelt. Letztlich interessiert sich die Wissenssoziologie bei Berger/Luckmann nicht für die Unterscheidung wahr/falsch oder für die Frage, ob ein Wissen über einen Gegenstand adäquat und daher ‚richtig‘ ist (oder überhaupt sein kann), sondern nur für das Objektiv-Gültigwerden von Wissen. Demzufolge wird die Distribution und Objektivierung von Wissen von Grund auf durch gesellschaftliche Faktoren erklärt – so dass das Soziale zur Erklärungsinstanz jeglichen Wissens wird. Der Preis für den relativ unbestimmten Wissensbegriff ist weniger, dass keine von sozialen Kategorien unberührte Unterscheidung zwischen wahr und falsch getroffen werden kann, sondern vor allem, dass gleichsam unklar bleibt, ob und wenn ja in welcher Form die äußere Welt an der Sinnhaftigkeit teilhat bzw. wie sie Einfluss darauf nimmt. Die Argumentation von Berger/Luckmann läuft auf eine strikt soziale Erklärung hinaus: Was als Wirklichkeit gilt, kann nicht in dem Sinne abgesichert werden, als es auf etwas Außersozial-

<sup>25</sup> Vgl. zu diesen Vorschlag auch die an den Text von Kneer anschließende Debatte mit Markus Holzinger (Kneer 2009a, 2009b, Holzinger 2009, 2010).

ales (etwa Naturgesetze) zurückgeführt wird (vgl. ebd.: 55). Als Produkt menschlicher Tätigkeiten ist Wirklichkeit stets Sinnkonstruktion und der hierin enthaltene Wissensbegriff bleibt, wie bereits bei Schütz, auf soziale Praxis bezogen: »Alle Wissenselemente [...] sind wirkliche Bestandteile der von den Mitgliedern der Gruppe definierten Situation, wenn diese glauben, dass sie wahr sind.« (Schütz 2003: 188). Als Letztinstanz für die Objektivierung von Sinn in kollektiv geglaubtes und damit wirklichkeitserzeugendes Wissen können so allenfalls Auseinandersetzungen und Kämpfe um die Deutung der Wirklichkeit eingesetzt werden, in denen verschiedene Instanzen von Wissen – etwa Wissenschaft, Theologie – versuchen, symbolische Sinnwelten zu objektivieren.<sup>26</sup>

Die Grundausrichtung des wissenssoziologischen Sozialkonstruktivismus von Berger/Luckmann macht zudem deutlich, dass der Konstruktivismus hier nicht erkenntnistheoretisch ausgerichtet ist. Auch wenn der Anschluss an den phänomenologischen Sinnbegriff betont, dass Sinn (auch) eine Konstruktion von Subjekten ist, geht es dem Sozialkonstruktivismus doch darum, wie, vermittelt über Generalisierung von Sinn in Wissen, Gesellschaft als objektive Realität entsteht und sich kontinuierlt. Und obwohl der Außenwelt innerhalb dieser Theorie (wie im erkenntnistheoretischen Konstruktivismus auch) keine entscheidende oder zumindest kausale Rolle hinsichtlich der Sinnkonstruktion zukommt, bedeutet dies nicht, dass der Konstruktivismus hier wesentlich auf die erkenntnistheoretische Frage des Verhältnisses von Begriff und Sache, Sprache und Welt bezogen ist. Die entscheidende Instanz hierbei sind vielmehr Kommunikationen. Zwar spielt Kommunikation bereits bei

<sup>26</sup> Auch wenn durch diese Annahme die Konflikthaftigkeit der Wirklichkeitskonstruktionen betont werden soll, kann doch bezweifelt werden, ob die Grundkonzeption die Bedeutung von Konflikten und Deutungskämpfen hinreichend zu berücksichtigen imstande ist. Wie auch Reiner Keller betont, erscheinen Individuen bei Berger/Luckmann »als Produzenten und Anwender von statisch gefassten Wissensbeständen, ohne dass deutlich wird, wie dieser Anwendungsprozess selbst anders denn als Normbefolgung im Rollenspiel gedacht werden kann. Damit einher gehen Suggestionen von Stabilität, Konsistenz und Kohärenz, die den komplexen, chaotischen und konflikthaften Wissensverhältnissen in modernen Gesellschaften kaum angemessen erscheinen. Fragen der Materialisierung solcher Bedeutungen in Objekten werden nicht oder allenfalls marginal thematisiert. Auch geht das dem Ansatz zugrunde liegende Subjektkonzept von weitgehend stabilen Subjektstrukturen und Identitätsmustern aus.« (Keller 2005: 46) Mit Latour kann dem hinzugefügt werden, dass hier technische und artifizielle Momente trotz aller Betonung der Institutionalisierung und der hierfür relevanten Interaktionsmedien letztlich unterbetont bleiben und die Stabilität des Sozialen im Wesentlichen auf Rollenbefolgung und sozialisatorische Aspekte der Internalisierung reduziert wird. Vgl. dazu Latour 2001a.

Schütz eine zentrale Rolle, da eine Untersuchung der Objektivierung von Wissen auf kommunikative Vermittlungs- und Tradierungsprozesse verweist. Berger/Luckmann schreiben ihr aber noch eine zentralere Rolle bei der Konstruktion von Wirklichkeit zu.<sup>27</sup> Insbesondere Thomas Luckmann hat dies in den Publikationen nach *Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit* weiterverfolgt und später wie bereits angedeutet auch von der »kommunikativen Konstruktion der gesellschaftlichen Wirklichkeit« gesprochen (Luckmann 2002: 207ff.).<sup>28</sup>

Die Art und Weise, wie Kommunikation bzw. Sprache hier thematisiert wird, lässt bereits Unterschiede zu anderen konstruktivistischen Ansätzen erkennen. Relevant ist Sprache bei Berger/Luckmann vor allem als Mittel der Kommunikation, da der Blick auf die (hermeneutische) Frage des Sinnverständnisses gerichtet ist. Wie in den folgenden Abschnitten gezeigt wird, unterscheidet sie dies vor allem von strukturalistischen und diskurstheoretischen Positionen,<sup>29</sup> da Berger/Luckmann wesentlich interaktionistischer argumentieren. Gesellschaft wird hier in dem Sinne als Konstruktion begriffen, als der Mensch selbst fortwährend Produzent und Produkt dieser Konstruktion ist. Die über Plessner argumentierende anthropologische Begründung des Konstruktionscharakters der Wirklichkeit unterscheidet sich somit auch von der eher kognitivistischen bzw. subjektivistischen Fundierung des Konstruktivismus. »Der Sozialkonstruktivismus rollt, und dies ist eine wichtige Differenz zu späteren Konstruktivismen, mit diesem Programm die Konstruktion sozialer Wirklichkeit quasi ›von der Seite‹ her auf, indem er feststellt, wie soziale Realität erhärtet (objektiviert) wird.« (Knorr Cetina 1989: 88) Dementsprechend findet sich die deutlichste Distanz zwischen Berger/Luckmann und dem *Radikalen Konstruktivismus*, die insbesondere Luckmann in späteren Schriften motiviert hat, sich vom konstruktivistischen Programm insgesamt zu distanzieren. So betont er in einem Vortrag, »dass Berger und ich

<sup>27</sup> Zur kommunikativen Wende insbesondere der phänomenologischen Soziologie vgl. auch Knoblauch 1995.

<sup>28</sup> Ein Problem dieser Formulierung ist jedoch, dass hier entgegen der ursprünglichen Formulierung eine Unterscheidung zwischen Wirklichkeit im Allgemeinen und gesellschaftlicher Wirklichkeit nahegelegt wird. Der spätere Text Luckmanns ist somit entweder als Einschränkung der Thesen aus *Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit* oder als Distanzierung von einem radikalisierten Konstruktivismus zu verstehen, da er nun von der Konstruktion der *gesellschaftlichen Wirklichkeit* spricht.

<sup>29</sup> Diese zentrale Differenz, die auf Foucaults antihermeneutische Argumentation zurückgeht, ist in den bisherigen Diskussionen um eine Verknüpfung des sozialkonstruktivistischen Ansatzes von Berger/Luckmann mit dem von Foucault nur sehr unzureichend berücksichtigt. Überdies fällt auf, wie selten bislang diskutiert wurde, dass Foucault – der Begründer der Diskursanalyse! – weder einen Begriff von Kultur noch einen von Kommunikation hat.

damals vom noch nicht existenten Konstruktivismus nichts wissen *konnten* und heute von den späteren epistemologisch und wissenschaftstheoretisch unhaltbaren Entwicklungen, welche später so benannt wurden, nichts wissen *wollen*« (Luckmann 2008: 33, H.i.O.). Und noch unmissverständlich: »Ich bin kein Konstruktivist, jedenfalls nicht in dem Sinne der Angehörigkeit zu einer wissenschaftstheoretischen Richtung, die sich als Konstruktivismus bezeichnet.« (Luckmann 1999: 17) Dass Berger/Luckmann seinerzeit dennoch auf den Begriff der Konstruktion setzen, hat seinen Grund vor allem darin, dass dieser eine Absetzung vom phänomenologischen Begriff der Konstitution ermöglicht. Erst mit der Verengung des Begriffsgebrauchs auf erkenntnistheoretische Positionen nimmt Luckmann hiervon Abstand und erklärt, dass für die deutsche Übersetzung eigentlich der – auf Schütz verweisende – Titel ›Der Aufbau der gesellschaftlichen Wirklichkeit‹ treffender gewesen wäre (vgl. Pawłowski/Schmitz 2003: 33).

Bei aller Kritik gilt es jedoch, die entscheidende Bedeutung dieses Textes zu betonen. Denn durch Berger/Luckmann steht der Begriff ›Sozialkonstruktivismus‹ für ein wissenssoziologisch fundiertes Unternehmen, das einen wichtigen Schritt zur Reformulierung kommunikationstheoretischer und interaktionistischer Ansätze in einem konstruktivistischen Vokabular unternommen hat. Da deren Schrift eine besondere Stellung innerhalb der interaktionistisch, wissenssoziologisch oder hermeneutisch ausgerichteten Soziologie besitzt, muss sie als Kristallisierungspunkt des eigentlichen Sozialkonstruktivismus begriffen werden.

### 3.4 Zweite Variante: Operativer Konstruktivismus – Luhmann

Der Ansatz, der hierzulande am deutlichsten das Konzept des Konstruktivismus geprägt haben dürfte, ist der *Radikale* bzw. bei Luhmann besser *Operative Konstruktivismus*. Ablesbar ist dies bereits daran, dass die meisten deutschsprachigen Publikationen zum Konstruktivismus diesem Umfeld entstammen. Anteil an dessen Einfluss innerhalb der Soziologie hat sicherlich die immense Wirkung Luhmanns. Die Sonderstellung, die dem *Radikalen Konstruktivismus* zukommt, hat aber noch einige weitere Gründe: *Erstens* ist er die Variante des Konstruktivismus, die den höchsten Grad an Interdisziplinarität besitzt. Seine Quellen liegen weniger in soziologischen oder auch im engeren Sinne philosophischen Positionen, sondern in neueren naturwissenschaftlichen und informationstheoretischen Ansätzen. Auch die Anwendung dieses Ansatzes findet auf einer breiten Basis verschiedener Wissenschaften statt – von der Psychologie

über die Biologie bis zu den Medien- und Computerwissenschaften. Damit einhergehend schließt diese Variante des Konstruktivismus *zweitens* auch unmittelbar an die neuesten Erkenntnisse der Naturwissenschaften und an zeitgenössische technologische Entwicklungen (etwa der Computertechnologie) an. Geistes- und Sozialwissenschaftlerinnen und -wissenschaftler mögen dadurch »eine biologische Überfremdung ihres eigenen Gebietes befürchten« (Luhmann 2009: 35), nicht zuletzt erzeugt aber genau dies den Eindruck, auf der Höhe der wissenschaftlichen Erkenntnisse der Zeit zu argumentieren und zugleich bei aller wissenschaftlichen Ausdifferenzierung über ein allgemein anwendbares Basismodell zu verfügen. Und *drittens* verfügt der *Radikale Konstruktivismus* trotz seiner höchst elaborierten Begrifflichkeiten über einige schlichte und durchaus tragfähige Grundannahmen, die auf den ersten Blick auch eine gewisse Verwandtschaft zur klassischen, insbesondere Kantschen Erkenntnistheorie aufweisen. So nimmt es nicht wunder, dass die Attraktivität dieses Programms auch für die Soziologie darin besteht, dass mit wenigen, zunächst erkenntnistheoretischen Basisannahmen das soziologische Programm insgesamt radikal umgeschrieben werden kann.

Bereits eine oberflächliche Übersicht über die vorhandenen Publikationen zum Thema macht deutlich, dass das Augenmerk hier im Gegensatz zum Sozialkonstruktivismus deutlicher auf erkenntnistheoretischen Fragen liegt.<sup>30</sup> Während Berger/Luckmann diese Fragen aus der Soziologie ausklammern und der Philosophie zuweisen (vgl. Berger/Luckmann 2007: 2), widmet sich ihnen Luhmann nicht nur ausdrücklich, sondern bemüht sich davon ausgehend auch um eine Reformulierung der klassischen Annahmen der Philosophie. Bereits die Ausgangspunkte dieses Denkens legen das nahe: Es entstammt zu einem großen Teil kognitionswissenschaftlichen Erkenntnissen aus Biologie und neueren Wahrnehmungstheorien – paradigmatisch hierfür steht der Buchtitel *Der Baum der Erkenntnis. Die biologischen Wurzeln des menschlichen Erkennens* der chilenischen Biologen Humberto Maturana und Francisco Varela (Maturana/Varela 1992). Die Stoßrichtung dieser Argumentation, des *Radikalen Konstruktivismus*, läuft auf eine neurowissenschaftliche, psychologische oder biologische Theorie der Kognition hinaus, die deswegen die unmittelbare Erkennbarkeit der Außenwelt negiert, weil ihr der Wahrnehmungs- und Nervenapparat als operativ geschlossenes System gilt, das nur aufgrund und innerhalb seiner eigenen Operationen wahrnehmen kann. Entsprechend lässt sich weder von einer unvermittelten Bezugnahme auf die Welt sprechen, noch von Input-Output-Strukturen ausgehen (vgl. Maturana 1987: 98). Die hierfür verwendeten Begriffe, die von Luhmann schließlich in die Soziologie überführt werden, sind be-

<sup>30</sup> Ich konzentriere mich im Folgenden im Wesentlichen auf Luhmann. Zum Verhältnis Luhmanns zum *Radikalen Konstruktivismus* vgl. Luhmann 2001.

kanntlich Autopoiesis, operative Geschlossenheit und strukturelle Kopplung (vgl. ebd.: 94 und 101).

Doch auch wenn diese Variante des Konstruktivismus nicht originär Luhmanns Erfindung ist, gewinnt seine soziologische Übertragung dieser Konzepte eine Eigenständigkeit gegenüber jenen Positionen. Erkennbar ist das nicht nur in der soziologischen Wendung dieser Begriffe, sondern auch in den wissenschaftstheoretischen Schlussfolgerungen. So wird bei Luhmann der Konstruktivismus über die Kognitions- und Neurowissenschaften hinaus zum Konvergenzkonzept moderner Wissenschaften, zur erkenntnistheoretischen Klammer um Quantenphysik, Zellchemie, Neurophysiologie und soziologischem Relativismus. Der Konstruktivismus ist für ihn die theoretische Position, in die sich die Wissenschaft begibt, sofern sie sich auf die Komplexität der modernen Gesellschaft einlässt. Er ist »die Form, in die die Reflexion des Wissenschaftssystems ange- sichts der eigenen Extravaganzen gerinnt« (Luhmann 2009: 53). Um vor diesem Hintergrund die genauen Akzentuierungen des Luhmannschen Konstruktivismus verfolgen zu können, ist es hilfreich, auf drei entscheidende Wendungen hinzuweisen, die Luhmann gegenüber der klassischen Erkenntnistheorie und dem *Radikalen Konstruktivismus* vorgenommen hat: *erstens* die Umstellung von Repräsentation auf Viabilität, *zweitens* die Fundierung des Erkennens auf die Zeitdimension und *drittens* die Ersetzung des erkennenden Subjekts durch den Begriff der Operation.<sup>31</sup>

(1) Die klassische Erkenntnistheorie war an der Frage ausgerichtet, wie wahre Erkenntnis gegenüber der Welt und den Gegenständen möglich ist. Auch wenn die Unmöglichkeit einer unmittelbaren Repräsentation der Welt innerhalb der Kategorien des Denkens akzeptiert wurde, war der Wahrheitsbegriff oftmals analog zum Alltagsverständnis innerhalb eines Repräsentations- oder Korrespondenzmodells formuliert worden. Dieses aber neigt dazu, wahre Aussagen zugleich als ontologische Aussagen zu begreifen, die damit immer auch etwas über die Beschaffenheit der Welt zum Ausdruck bringen. Bei allen eingestandenen Schwierigkeiten bleibt der Topos der *>adaequatio rei et intellectus<* (Thomas von Aquin) – der Übereinstimmung von Sache und Verstand – das klassische Denkmodell für derartige Fragen. Hiergegen wird nun in durchaus pragmatischer Weise (nicht nur von Luhmann) die Konsequenz gezogen, beim Erkennen nicht mehr von Fragen der Repräsentation auszugehen, sondern auf ›Viabilität‹ umzustellen. Gemeint ist damit, dass es beim Erkennen nicht darum geht, die äußere Welt adäquat abzubilden, son-

<sup>31</sup> In gewisser Weise sind alle drei Annahmen auch bei verschiedenen Vertretern des *Radikalen Konstruktivismus* bereits angedeutet, jedoch nicht in ihrer Breite ausdiskutiert und aufeinander bezogen. Die Konsequenz für den Begriff der Realität, die Luhmann hieraus zieht, unterscheidet ihn gerade von rein kognitivistischen Positionen wie der von Ernst von Glaserfeld.

dern auf eine brauchbare und passende Weise zu konstruieren, die unser Handeln und Erleben darin ermöglicht. Für Ernst von Glasersfeld, der den Begriff der Viabilität in die Diskussion des *Radikalen Konstruktivismus* eingebbracht hat, bedeutet dies, dass »wir nicht mehr der Illusion verfallen, daß die ›empirische‹ (d.h. erlebensmäßige) Bestätigung einer Hypothese oder der Erfolg einer Handlungsweise Erkenntnis einer objektiven Welt bedeuten« (Glasersfeld 1998: 30). Demzufolge bietet die Welt nicht Anlass der direkten Überprüfung von Erkenntnis, sie wird lediglich negativ konturiert als Quelle von Hindernissen und Widerständen, die jedoch wiederum nur innerhalb des Wahrnehmungsapparates begriffen werden können:

»Die ontische Welt beginnt ja eben dort, wo das, was wir als Handeln erleben, behindert wird oder scheitert. Der Handelnde neigt freilich dazu, den Widerstand, der sein Handeln behindert oder vereitelt, als selbständigen ›Gegenstand‹ zu deuten und zu beschreiben; doch was er da deutet und beschreibt, sind stets Phasen seines eigenen Handelns, und die Begriffe, die er zur Deutung oder Beschreibung verwendet, sind Begriffe, die ausschließlich im Laufe seines Erlebens und Handelns aufgebaut wurden und deren Bestandteile nirgends anders als in der eigenen Erlebniswelt gefunden und geformt werden konnten.« (Ebd.: 30f.)<sup>32</sup>

Hierauf aufbauend ist auch der Begriff der Wahrheit grundlegend anders konzipiert: »Die stillschweigende Unterstellung, ohne Referenz auf eine Außenwelt sei keine Wahrheit möglich (weil mit ›Wahrheit‹ genau dies gemeint sei), hat zu endlosen und unergiebigen Diskussionen des Realismus-Problems geführt.« (Luhmann 1991a: 705f.) Stattdessen wird hier von einem Begriff der Wahrheit ausgegangen, demzufolge schlicht das als wahr gilt, was in der Wissenschaft die »Anschlußfähigkeit der Operationen des Systems« (ebd.: 200) sichert. Damit beinhaltet Luhmanns Abkehr vom Repräsentationsmodell, dass er sich nicht nur von klassischen Korrespondenztheorien der Wahrheit distanziert, sondern auch Abstand zu dem sprachtheoretischen Modell propositionaler Wahrheit hält, das seit der sprachanalytischen Wende der Philosophie deren Erbe angetreten hat.

<sup>32</sup> Oder bei Luhmann: »An die Stelle solcher Erkenntnisbegriffe [Repräsentation und Simulation, L.G.] muß die Vorstellung treten, daß das System eigenständig Komplexität aufbaut und dadurch in immer stärkerem Maße unwahrscheinlich, irritierbar, störbar, enttäuschbar wird. Aber wenn es gelingt, die Autopoiesis unter solchen Bedingungen struktureller Komplexität trotzdem fortzusetzen, hat das System darin einen internen Anhaltspunkt dafür, daß es ›richtig liegt‹, obwohl es nicht wissen kann, wo und wie, da es niemals unabhängig von dem eigenen Umweltentwurf (Fremdreferenz) wird feststellen können, was in der Umwelt ›an sich‹ der Fall ist.« (Luhmann 1991a: 317)

(2) Während bezüglich der Ablösung vom Repräsentationsmodell (und all seiner erkenntnistheoretischen Metaphern wie ›abbilden‹, ›widerspiegeln‹, ›entdecken‹ usw.) zwischen Luhmann und dem *Radikalen Konstruktivismus* weitgehend Einigkeit herrscht, koppelt sich Luhmann an einem anderen Punkt hiervon ab. Eine wesentliche Kritik Luhmanns am klassischen Erkenntnisprogramm der Philosophie (und gleichzeitig auch am *Radikalen Konstruktivismus*) ist, dass hierbei einseitig die Sachdimension des Erkennens in den Vordergrund gestellt wird. Die klassischen Positionen waren – wie auch die Transzentalphilosophie Kants – entlang der Unterscheidung Gegenstand/Erkenntnis gebildet und neigten, so Luhmann, dazu, Wirklichkeit und Wahrheit zusammen mit dem Erkennen nicht als Prozess zu begreifen bzw. nicht als Vorgang in der Zeit zu konzipieren.

›Die wohl wichtigste Konsequenz dieses operationellen Ansatzes liegt in der Verlagerung des Hauptproblems, das mit Wissen oder Erkenntnis oder Wahrheit bezeichnet werden soll, aus der Sachdimension und der Sozialdimension in die Zeitdimension. Das heißt nicht: daß Sachfragen und Konsensfragen keine Rolle mehr spielen; aber die Faszination durch die hier liegenden Schwierigkeiten, sachlich richtig und konsensfähig zu erkennen, darf nicht verdecken, daß das Hauptproblem in der Zeitdimension liegt. Wissen (und folglich dann auch: Wahrheit) betrifft stets eine aktuelle Operation, die, indem sie abläuft, schon wieder verschwindet. [...] Es gibt keine zeitfreie Erkenntnis.‹ (Ebd.: 128f.)

(3) Die entscheidende Wende des Operativen Konstruktivismus gegenüber der klassischen Erkenntnistheorie (und ebenso dem rein kognitiven Konstruktivismus) liegt aber in den Konsequenzen, die Luhmann aus dem Operationsbegriff zieht, der bereits bei Maturana/Varela als Grundbegriff eingeführt wird. Entgegen der Konzentration auf Wahrnehmung und Bewusstsein, wie sie etwa in phänomenologischen oder psychologischen Ansätzen zum Ausdruck kommt, verallgemeinert Luhmann den Begriff der Operation von biologischen Organismen auf Systeme überhaupt. Damit einhergehend formuliert er eine Beobachtungstheorie, die weder auf die Sonderstellung des Menschen, noch auf die Zurechnungsinstanz psychischer Subjektivität angewiesen sein will. Zwar greift Luhmann an dieser Stelle auf Husserl zurück, er relativiert jedoch die Stellung des intentionalen Subjekts.<sup>33</sup> Dieses hatte bei Husserl die Akte des Bewusstseins durchgeführt bzw. war die Figur, die hinter dem Bewusstsein stand. Mit der Umstellung von ›Bewusstseinsakt‹ zu ›Operation‹ transformiert Luhmann die Annahmen der Phänomenologie und betont,

<sup>33</sup> Das Verhältnis der Systemtheorie zur Phänomenologie ist dabei weitaus komplexer (und intimer) als hier in Kürze dargestellt. Darauf deutet nicht nur die zentrale Stellung des Sinnbegriffs bei Luhmann, sondern auch die Auseinandersetzung mit Husserl. Vgl. dazu Luhmann 1996.

dass deren Einsichten »durch die Form des Subjekts verdeckt« (Luhmann 1999: 161, vgl. auch Luhmann 1996: 40) worden seien. Als Folgerung leitet er ab, dass der damit verbundene Interessenbegriff reformuliert werden müsse: »Theoriebautechnisch tritt hier der Begriff der (operativen) Intentionalität an die Stelle des Interessenbegriffs« (Luhmann 1999: 161). Umgestellt auf die allgemeineren Begriffe Operation und Beobachtung lautet die Frage nun, »wie die Bedingungen für das Auftreten von Kognition und Wissen definiert werden« (ebd.: 166). Das erfordert jedoch eine ernsthafte Diskussion darüber, wie weit der Kognitionsbegriff reicht und evoziert die aus phänomenologischer Sicht merkwürdige, bei Luhmann aber durchaus offene Frage, »ob man auch schon Makromolekülen Kognition zusprechen kann oder nicht« (ebd.).

Mit diesen Wendungen grenzt sich Luhmann allgemein von den Annahmen der klassischen Erkenntnistheorie und der Subjektphilosophie ab. Er distanziert sich aber auch von den kognitivistischen Varianten des *Radikalen Konstruktivismus* durch seine soziologische Wendung der dort geführten erkenntnistheoretischen Debatten. Denn die entscheidende Konsequenz aus den erkenntnistheoretischen Grundannahmen ist für Luhmann nicht einfach, dass es keine gesicherte Erkenntnis gibt (worauf vor allem Ernst von Glasersfeld insistiert), sondern dass »der epistemologische Konstruktivismus den Weg frei [macht] für eine soziologische Erklärung selbst des wissenschaftlich wahren Wissens« (Luhmann 1991a: 71; vgl. auch 2001: 227). Der Konstruktivismus bietet eine Gelegenheit zur Reformulierung der Wissenssoziologie, an deren Grundintentionen Luhmann in vielen Schriften anschließt, wie sich insbesondere in den Bänden *Gesellschaftsstruktur und Semantik* zeigt. Gerade die soziologische Wendung führt bei Luhmann dazu, dass der operative Konstruktivismus im Gegensatz zu den Positionen einiger Vertreter des *Radikalen Konstruktivismus* weder in eine Wiederauflage des antiken Skeptizismus, noch in eine solipsistische oder idealistische Erkenntnisposition mündet. Um dies genauer zu konturieren, ist es abschließend notwendig auf den Realitätsbegriff Luhmanns einzugehen.

Hinlänglich bekannt ist, dass Luhmann in Bezug auf den Konstruktivismus der Systemtheorie in der Regel von einer »De-Ontologisierung der Realität« (Luhmann 2009: 35, ähnlich: Luhmann 1998: 91of.) spricht. Doch auch wenn damit gemeint ist, dass Realität immer eine Konstruktion operierender Systeme ist, wehrt er sich dagegen, dies als Gegenposition zum Realismus zu begreifen:

»Offensichtlich hat die sich so bezeichnende Theorie Mühe, sich gegen den Verdacht eines erkenntnistheoretischen Idealismus oder Solipsismus zu wehren. Und immer wieder versuchen sympathisierende professionelle Vermittler, ihr eine wenigstens kleine Beimischung von Realismus aufzudrängen, um sie von diesem Verdacht zu befreien. Damit wird je-

doch das Problem verfehlt und nur eine alte Diskussion fortgesetzt. Tatsächlich steht der Realismus des Konstruktivismus auf sichereren Beinen [...].« (Luhmann 2009: 9)

Was aber ist damit gemeint? Ich habe bereits betont, dass Luhmann es für wenig hilfreich hält »mit manchen ›Konstruktivisten‹ auf die Gegenposition des ›Idealismus‹ zu setzen bzw. den Realitätsbezug aus der epistemologischen Problemstellung einfach zu streichen« (Luhmann 1991a: 92). Statt von der Unterscheidung Denken vs. Realität bzw. Begriff vs. Sache auszugehen, unterscheidet Luhmann Selbst- und Fremdreferenz, wobei der Gegenstandsbezug die Fremdreferenz des Erkennens ist. Wie alle Unterscheidungen ist dies aber eine innersystemische Konstruktion, die in der Welt selbst nicht vorkommt, da es in dieser nichts gibt, was unmittelbar den Kategorien des Erkennens entspricht. Entsprechend wird die Fremdreferenz intern durch die Unterscheidung von Selbst- und Fremdreferenz erzeugt, was nichts anderes heißt, als dass der Gegenstand der äußeren Welt, auf den das Erkennen bezogen ist, keinen kausalen Zugriff auf das Erkennen hat. In der erkenntnisleitenden Unterscheidung kommt er eben nur als Fremdreferenz vor, was ihn auf die Innenseite zurückverweist und selbst zu einem Teil der erkenntnisleitenden Unterscheidung macht. Auch wenn durch diese Begrifflichkeit feststeht, dass Beobachtungen notwendigerweise ihre eigene Realität konstruieren und nicht eine äußere abbilden, besagt sie für Luhmann auch, dass dies »weder zu einem solipsistischen, noch zu einem idealistischen, noch zu einem subjektivistischen Erkenntnisbegriff verpflichtet« (ebd.: 100). Begründet wird dies über zwei miteinander verbundene Momente: den Zeitbezug des Erkennens und einen operativen Realismus.

Die der Zeitdimension zukommende Bedeutung wurde bereits im zweiten Punkt weiter oben benannt, sie stützt sich einerseits darauf, dass Erkenntnis stets *in der Zeit* stattfindet und daher auch der Gegenstand des Erkennens einen zeitlichen Bezug hat und andererseits, dass Erkennen in dem Sinne nicht entzeitlicht gedacht werden kann, als es – als Operation – an vergangene Operationen anschließt und weitere aus sich erzeugt. In dem Sinne ist mit operativem Realismus gemeint, dass die Operationen der Systeme selbst Realität erzeugen bzw. diese performativ durch ihre Operationen aufbauen. »Wenn aber die Operation des Referierens – wir haben vom Bezeichnen gesprochen – selbst als eine reale Operation aufgefasst werden muß, kann man nicht mehr ernsthaft meinen, real sei nur das, was sie bezeichnet (referiert).« (Ebd.: 706) Konstruktionen sind bei Luhmann also nicht einfach nur Schematismen zur Wahrnehmung der Welt, sondern reale Operationen, d.h. Praktiken der Welterzeugung, die performativ in die Welt eingreifen und Realität erzeugen. Die üblicherweise als Realität bezeichnete Außenwelt ist so einerseits immer auch schon Ergebnis solcher Operationen (ob auf der

biologischen, der psychischen oder der sozialen Ebene) und zudem über Irritation und Widerständigkeit mit den Operationen der Systeme selbst verbunden – wenn auch nicht kausal.<sup>34</sup> Dieser Realitätsbezug erschließt sich für Luhmann insbesondere aus dem notwendigen Zeitbezug des Erkennens, da Konstruktionen nicht im unbearbeiteten ›unmarked space‹ operieren, sondern immer an bestehende vorige Operationen anschließen und es insofern mit einer immer schon bearbeiteten Realität zu tun haben. Gerade dies ermöglicht Komplexitätsaufbau und Anschlussfähigkeit und gerade hierin kommt für Luhmann der Aspekt der Viabilität zum Tragen.

Der operative Konstruktivismus verfügt so nach Luhmann über ein tragfähiges Realitätskonzept, ohne die These der operativen Geschlossenheit einschränken zu müssen.<sup>35</sup> Es ist das Ziel der Systemtheorie, einen Realismus formulieren zu können, ohne von der radikalen Konstruktionsannahme Abstand nehmen zu müssen und zu einem eingeschränkten Konstruktivismus zu flüchten, der zwar Konstruktivität anerkennt, jedoch auch noch andere, nichtkonstruierte Faktoren berücksichtigen möchte. Ein solcher Versuch wäre laut Luhmann ohnehin erkenntnis theoretisch unzulänglich und inkonsistent:

»Es genügt nicht, von der (unbestreitbaren) Mitwirkung bestimmter (sprachlicher, psychologischer, sozialer) Ursachen am Zustandekommen von Erkenntnis auszugehen und daraus zu schließen, daß das Resultat Erkenntnis nichts anderes ist als eine (entsprechend: sprachliche oder psychische oder soziale) Konstruktion. [...] Wer von bestimmten Ursachen auf ›Erkenntnis ist Konstruktion‹ schließt, kann sich nicht gegen den Einwand wehren, daß auch andere Ursachen mitwirken (zum Beispiel Realitätskontakt) und daß die angegebenen Ursachen nicht alles erklären können [...].« (Ebd.: 511)<sup>36</sup>

Durch die soziologisch begründete Temporalisierung des Realitätsbegriffs lassen sich entgegen den Prämissen des *Radikalen Konstruktivismus* erkenntnistheoretische Annahmen mit ontologischen Überlegungen verbinden. Luhmann rückt folglich von einer rein erkenntnistheoretischen Formulierung des Konstruktivismus ab, wie sie beispielswei-

<sup>34</sup> Dies führt bei Luhmann zu einer Reformulierung des Kausalitätsbegriffs.

Kausalität gilt hier als beobachtungsabhängige und komplexitätsreduzierende Zurechnung von Ereignissen und ist nicht primär ein Ereignis der Welt, sondern eine Konstruktion von Beobachtern, d.h. ein selektives Herausgreifen eines Aspektes aus der mannigfaltigen Interdependenz der Wirklichkeit. Vgl. auch Kap. 9.3 dieses Buches.

<sup>35</sup> Zu Unklarheiten des systemtheoretischen Realitätsbegriffs vgl. Lohmann 1994.

<sup>36</sup> Zur damit notwendigen Reformulierung des Kausalitätsbegriffs innerhalb des Konstruktivismus vgl. Abschnitt 9.3 in diesem Buch.

se Glaserfeld vertritt, für den »der Konstruktivismus nie über Ontologie spricht. Konstruktivismus befaßt sich lediglich mit dem Wissen, dem Kognitiven, der reinen Epistemologie.« (Glaserfeld 1987: 404) Die Ontologie, die hiermit berührt wird, bricht jedoch mit der klassischen Seinslehre, da sie sich nicht auf von der Erkenntnis unabhängige Dinge bezieht, sondern auf jene nun als real begriffenen Operationen der Systeme selbst.

### 3.5 Dritte Variante: Diskurstheoretischer Konstruktivismus – Foucault

In beiden bisher dargestellten Varianten des Konstruktivismus finden sich Überlegungen, die man bis zu einem gewissen Grad mit dem *linguistic turn* in Beziehung setzen kann. Ungeachtet der zahlreichen Differenzen in den theoretischen Grundannahmen stimmen sie darin überein, dass die soziale Welt kommunikativ konstruiert ist – auch wenn dieser Annahme anders gelagerte Kommunikationsbegriffe zugrunde liegen. Trotz der Bedeutung, die Kommunikation sowohl bei Berger/Luckmann als auch bei Luhmann beigemessen wird, wird der konstruktivistische Ansatz bei beiden allerdings nicht primär mit sprachtheoretischen Überlegungen begründet.<sup>37</sup> Obwohl sie bestimmte Konsequenzen aus diesem Umbruch ernst nehmen, lassen sich weder Berger/Luckmann noch Luhmann als zentrale Protagonisten bei der Übersetzung des *linguistic turns* in die Soziologie begreifen. Entsprechend sind diese beiden Konstruktivismen weniger an der Durchsetzung des Sprachparadigmas beteiligt als die dritte Variante, die hier als diskurstheoretischer Konstruktivismus bezeichnet und mit Michel Foucault verknüpft wird.<sup>38</sup> Dies ist zwar insofern zunächst etwas paradox, weil die Foucaultsche Diskursanaly-

<sup>37</sup> Die Bezugnahme auf den *linguistic turn* sollte hier also nicht als theoriegenetische Aussage missverstanden werden, sie dient vielmehr der Plausibilisierung einer bemerkenswerten Grundtendenz der Theoriebildung. In beiden Fällen reicht der Einfluss des *linguistic turns* nicht so weit, Sprache als solche zum zentralen Gegenstand bzw. Modell des Konstruktivismus zu machen.

<sup>38</sup> Ich verwende hier den Ausdruck *diskurstheoretischer Konstruktivismus*, weil es mir um ein (sozial- bzw. erkenntnis-)theoretisches Argument geht, bin mir jedoch bewusst, dass in Bezug auf Foucault streng genommen von *Diskursanalyse* gesprochen werden muss, da – aus einer foucaultschen Perspektive – durchaus Zweifel gegenüber dem Projekt einer Diskurstheorie anzumelden sind. Vgl. hierzu auch die hilfreiche Systematisierung von Dominik Schrage, der für den hier zentralen Fragebereich ebenfalls von Diskurstheorie spricht (Schrage 2006: 1812).

se insgesamt eine deutliche Distanzierung vom *linguistic turn* vollzieht (vgl. Sarasin 2007). Durch die Nähe zum Strukturalismus impliziert sie aber eine intensive Auseinandersetzung mit Sprache, die darin mündet, Diskursen und nicht Kommunikationen eine zentrale Rolle bei der Konstruktion von Wirklichkeit zuzusprechen. Allerdings gilt es hier zu bedenken, dass sich bei Foucault – im Unterschied zu den anderen beiden Varianten – keine systematische Beschäftigung mit dem Konstruktivismusmodell findet. Der Begriff der Konstruktion besitzt in dessen Texten terminologisch keine zentrale und theorietragende Rolle, sondern wird in verschiedenen Zusammenhängen eher lose verwendet. Von diesen einzelnen Nennungen abgesehen wird er erst in der daran anschließenden Rezeption systematisch entfaltet (vgl. Keller u. a. 2005). Nicht zuletzt aufgrund der Rezeption der Foucaultschen Schriften ist es aber angebracht, ihn als zentralen (d.h. hier: dritten) Protagonisten des Konstruktivismus zu behandeln.<sup>39</sup>

Die konstruktivistische Argumentation bei Foucault stützt sich im Wesentlichen auf die Verknüpfung von Diskurs- und Machtanalytik. Als Bezeichnung für die Ordnungsstrukturen des Denk- und Sagbaren zielt der Begriff des Diskurses auf eine Ebene der Wirklichkeitskonstruktion, die Foucault sowohl von Berger/Luckmann als auch von Luhmann trennt. Denn weder geht es Foucault unmittelbar um Fragen des Sinns und der Bedeutung (insbesondere in Bezug auf Attributionsfragen) noch um eine allgemeine erkenntnistheoretische Beobachtungs- und Wahrnehmungstheorie. Diskurse befinden sich in diesem Sinne vielmehr auf einer Ebene *jenseits* der hermeneutischen Fragestellung und *vor* der Organisation der Wahrnehmung. Bevor dies genauer dargestellt werden kann, ist es zunächst aber unabdingbar, die Argumentationsweise Foucaults zu rekonstruieren. In der bestehenden Literatur finden sich wenige Versuche, das Verhältnis Foucaults zum Konstruktivismus systematisch zu diskutieren oder seine konstruktivistische Argumentationsweise im Einzelnen zu untersuchen. Eine Ausnahme bildet ein Text von Leslie Miller, der bereits im ersten Satz unmissverständlich zu verstehen gibt, wie zentral Foucault

<sup>39</sup> Die Gründe für die Thematisierung Foucaults liegen allerdings nicht allein in der daran anschließenden Rezeption, sondern auch in der spezifischen Form, die konstruktivistisches Denken hier im Gegensatz zu Berger/Luckmann und Luhmann annimmt. Zudem besteht eine Nähe zwischen bestimmten Motiven Foucaults und den Arbeiten Latours. Mögliche andere Vertreter eines sprachtheoretisch argumentierenden Konstruktivismus, die hier stattdessen hätten diskutiert werden können (vom Strukturalismus über Wittgenstein bis zur Sprechakttheorie), bleiben auch deshalb außen vor, weil ihre Wirkung auf die sozialwissenschaftliche Diskussion geringer ist als die Foucaults, der – zumindest was die daran anschließenden Studien angeht – sicherlich den (international) größten Einfluss auf die sozialwissenschaftlichen Debatten um den Konstruktivismus hatte.

für den Konstruktivismus ist: »Anyone who knows anything about Michel Foucault knows that he was a constructionist.« (Miller 2008: 251) Angesichts dessen, dass Foucault selbst der Ausarbeitung und Begründung des konstruktivistischen Denkens keine Beachtung schenkt, mag die Bedeutung, die ihm in der weiteren Forschung zuteil wird, durchaus überraschen. Ohne bestreiten zu wollen, dass Foucaults Arbeiten einen wesentlichen Beitrag zur Etablierung des Konstruktivismus in den Sozial- und Kulturwissenschaften geleistet haben, stellt sich also die Frage, inwiefern sein Ansatz – auch ohne den Begriff zu verwenden – konstruktivistisch verfährt.<sup>40</sup>

Die Bezeichnung diskurstheoretischer Konstruktivismus mag zunächst nahelegen, das darin enthaltene Konstruktivismusmodell sprachtheoretisch zu rekonstruieren. Im Gegensatz aber zu einer solch unmittelbaren sprachtheoretischen Begründung des Konstruktionsgedankens, die sich etwa auf Wittgensteins Diktum »Die Grenzen meiner Sprache bedeuten die Grenze meiner Welt« (Wittgenstein 1982: Satz 5.6, S. 89) berufen könnte, geht es Foucault weniger um Sprache als solche. In Absetzung von der strukturalistischen Faszination für die Linguistik und den Diskussionen um die Unterscheidung von Signifikat und Signifikant, wendet sich Foucault mit dem Diskursbegriff den Regelmäßigkeiten und Ordnungsmustern in der Verteilung von Aussagen zu, wobei eine Aussage (*énoncé*) als eine strukturell andere Einheit begriffen wird als ein Satz, eine Proposition oder Sprache allgemein. Diskurse gelten dabei als strukturierte Verteilungen von Aussagen, Aussagen als deren kleinsten Einheit und Sprache lediglich als eine Art Reservoir oder Potential für Aussagen: »Die Sprache existiert nur als Konstruktionssystem für mögliche Aussagen; [...]. Sprache und Aussage stehen nicht auf der gleichen Existenzstufe; und man kann nicht sagen, daß es Aussagen gibt, so wie man sagt, daß es Sprache gibt.« (Foucault 1981: 124)<sup>41</sup> Wenn von Diskurs die Rede ist, ist also nicht Sprache oder Kommunikation gemeint, ebenso wenig wie der Begriff sich strukturalistisch auf das System der

<sup>40</sup> Dabei gilt es allerdings einige verbreitete Lesarten Foucaults zu relativieren, insbesondere was dessen Zuordnung zum *linguistic turn* sowie die Reduktion des Diskursbegriffs auf die Ebene der Sprache betrifft. Beides wird im Folgenden thematisiert.

<sup>41</sup> Für Foucault müssen Aussagen keineswegs Satzstruktur besitzen und sprachförmig verfasst sein, wie die Beispiele aus der *Archäologie des Wissens* bezeugen, in denen sich Foucault auf botanische Klassifikationstabellen, Buchführung, algebraische Formeln oder auch Graphiken und Wachstumskurven bezieht. Vgl. Foucault 1981: 119f.

Zeichen bezieht.<sup>42</sup> Die Aufgabe der Diskursanalyse macht Foucault vielmehr darin aus,

»nicht – nicht mehr – die Diskurse als Gesamtheiten von Zeichen (von bedeutungstragenden Elementen, die auf Inhalte oder Repräsentationen verweisen), sondern als Praktiken zu behandeln, die systematisch die Gegenstände bilden, von denen sie sprechen. Zwar bestehen diese Diskurse aus Zeichen; aber sie benutzen diese Zeichen für mehr als nur zur Bezeichnung der Sachen. Dieses *mehr* macht sie irreduzibel auf das Sprechen und die Sprache.« (Ebd.: 74, H.i.O.)

Die Absage an den Strukturalismus, nämlich nicht innerhalb dessen Unterscheidung von *langue* und *parole* (›das Sprechen und die Sprache‹) zu argumentieren, führt bei Foucault zu einer Betonung der performativen, d.h. wirklichkeitserzeugenden Kraft von Diskursen.<sup>43</sup> Zeichen, Worte und Sätze gelten hier als weniger elementar, da Diskurse – wie auch Episteme, dem in *Die Ordnung der Dinge* noch favorisierten Begriff – auf einer Ebene liegen, die als »den Worten vorangehend« (Foucault 1974: 23) begriffen werden muss. Sie strukturieren den möglichen Gebrauch von Zeichen und sind demzufolge systematisch gesehen auch den grammatischen Regeln vorgelagert. Indem ihnen diese Funktion zukommt, sind sie für Foucault die wesentliche Instanz bei der Konstruktion von Wirklichkeit und besitzen eine eigene Materialität – er spricht diesbezüglich von einem »Materialismus des Unkörperlichen« (Foucault 1991: 37). Obwohl Foucault selten den Begriff der Konstruktion verwendet, sondern eher auf metaphorisch stärkere Begriffe wie ›Produktion‹, ›Erzeugung‹ oder ›Erfindung‹ zurückgreift, fällt es nicht allzu schwer, hier

<sup>42</sup> Entsprechend lässt sich Foucault nicht unmittelbar dem *linguistic turn* zurechnen, wie vor allem Philipp Sarasin argumentiert hat. In dem Text *Was Michel Foucault ein Kulturwissenschaftler?* (Sarasin 2007) kritisiert er die dominante Lesart, den Diskursbegriff Foucaults auf Sprache zu beziehen. Angesichts der Kritik Foucaults am sprachwissenschaftlichen Strukturalismus ist dieser Lesart zuzustimmen, wenngleich bei Sarasin der *cultural turn* mit dem *linguistic turn* zusammenfällt, was angesichts der derzeitigen Kontur der Kulturwissenschaften kaum überzeugend ist.

<sup>43</sup> Wie in Abschnitt 4.3 noch skizziert wird, richtet sich das Performativitätskonzept, das im Rahmen der Analytik der Macht bei Foucault schließlich noch deutlicher betont wird, gegen den Repräsentationsgedanken und begründet die Abwendung von der Sprachanalyse. In der englischsprachigen Literatur zu Foucault wurde dies häufiger betont: »Discourse is not a synonym for language. Discourse does not refer to linguistic or signifying systems, grammars, speech acts, or conversations. To think of discourse as mere spoken or written words forming descriptive statements is to enact the mistake of representationalist thinking.« (Barad 2003: 819) Ähnlich: »The focus on discourse rather than language signals an approach that is focused on action rather than linguistic structure.« (Potter/Hepburn 2008: 276)

von einer genuin konstruktivistischen Argumentation zu sprechen. Hinzu kommt, dass sich in seinen Schriften unzählige Beispiele finden, die sich – von der Erfindung der epistemischen Figur des Menschen in *Die Ordnung der Dinge* über die Produktion gelehriger, arbeitsamer, folgsamer und produktiver Individuen in *Überwachen und Strafen* bis zur Konstruktion der Sexualität als der zentralen identitätsbildenden Instanz in *Der Wille zum Wissen* – geradezu als Musterbeispiele konstruktivistischer Analysen erwiesen haben.<sup>44</sup> Auf einer anderen, grundlegenderen Ebene angesiedelt, sind Diskurse für Foucault den jeweiligen Erfahrungen und Weltbildern von Individuen vorgängig, sie bilden deren ›historische Apriori‹.<sup>45</sup> In dieser historischen Umwendung Kants bezeichnen Episteme und Diskurse nicht die allgemeinen Bedingungen der Möglichkeit von Erkenntnis, sondern die historischen Bedingungen unserer Erfahrungen.<sup>46</sup> Es ist diese Doppelstrategie der *Historisierung* und *Materialisierung* von Diskursen (und im Anschluss daran von Wissen, Wahrheit und Erkenntnis), welche die Position Foucaults für den Konstruktivismus besonders anschlussfähig macht.

Indem sein Interesse nicht der allgemeinen Logik der Wahrnehmung gilt, sondern dem historisch variierenden ›Ort, an dem jegliche Erkenntnis zustande kommen kann‹ (Foucault 2001: 707), verlieren die Begriffe und Kategorien ihre deskriptive ›Unschuld‹ und Neutralität.<sup>47</sup> Der Konstruktivismus Foucaults thematisiert Konstruktionen als machtvolle Instanzen der Wirklichkeitsproduktion, die über die Ebene der Bedeutungszuschreibung hinausgeht und sich performativ auf die Dinge selbst

44 Da es an dieser Stelle um die theoretischen Prämissen dieses Ansatzes geht, können diese Beispiele nicht im Einzelnen rekonstruiert werden. Für eine detaillierte, Fallstudien berücksichtigende Analyse vgl. Miller 2008.

45 Der Begriff ›historisches Apriori‹ findet sich bereits bei Husserl, von dem Foucault ihn übernimmt (vgl. Husserl 1993: 380). Nachvollziehen lässt sich die historische Wendung Kants in Foucaults Einleitung zu dessen *Anthropologie in pragmatischer Hinsicht*, seiner *thèse complémentaire* aus dem Jahr 1961 (Foucault 2010).

46 Vgl. Hemminger 2010: 130. Auf den ersten Blick ist diese Argumentation Foucaults der des Historismus und des Neukantianismus ähnlich. Diese Nährt täuscht jedoch, denn es geht Foucault weder um eine Hinwendung zu Bedeutungsfragen noch um eine genuin geisteswissenschaftliche Argumentation. Nicht zufällig spielt die Kritik an der neukantianischen Rückkehr zu Kant in Foucaults Text eine zentrale Rolle (vgl. Foucault 2010).

47 Diese These reicht durchaus weiter als die in Abschnitt 3.2 beschriebene Annahme, dass die empirischen und sozialen Gegebenheiten in die Sprache einsickern und die Sprachanalyse in den ›Strudel kontingenter Faktitität‹ (Schnädelbach 2000: 51) hineingerät. Sie betont vor allem, dass Diskurse auf die Realität in ihrer Materialität und Form einwirken, so dass sich die Trennung zwischen Diskurs und Realität gar nicht aufrechterhalten lässt.

auswirkt, diese formt, zurichtet und normiert. So zielt das Bemühen, Diskurse bzw. Episteme als basale Ordnungs- und Erkenntnisschemata zu begreifen, in erster Linie gegen eine Abbildtheorie der Wirklichkeit, d.h. gegen die Idee einer die Realität beschreibenden, mehr oder weniger neutralen Instanz der Sprache. Die Kritik am Repräsentationsmodell und an einem naiven Realismus betont, dass die Welt »kein Komplize unserer Erkenntnis« (Foucault 1991: 34) ist. Sowohl in theoretischen Formulierungen wie in historisch-empirischen Forschungen versucht Foucault zu zeigen, dass Diskurse keine neutralen Abbilder der Welt sind, sondern vielmehr die Realität schaffen, von der sie sprechen – sie bringen diese nicht zum Ausdruck, sondern zur Existenz. Bereits in *Die Ordnung der Dinge* hatte Foucault das Repräsentationsmodell, das zugleich von einer Trennung zwischen ›den Worten und den Dingen‹ (›Les mots et les choses‹) und einer Art Korrespondenzbeziehung zwischen beiden ausgeht, als historisch veraltetes epistemisches Modell zurückgewiesen – es zerbricht im neunzehnten Jahrhundert bzw. wird durch ein neues Modell verdrängt (vgl. Foucault 1974: 292ff.).

Vor diesem Hintergrund lässt sich nun der diskurstheoretische Konstruktivismus von den anderen beiden Varianten abgrenzen. Zentral ist zunächst die Differenz zwischen der Diskursanalyse und den an Bedeutungs- und Sinnkategorien orientierten Untersuchungen. Ein anti-herme-neutischer Gestus findet sich bereits in frühen Texten Foucaults, etwa in *Die Geburt der Klinik*: »Was bei den Dingen, die die Menschen sagen, zählt, ist nicht so sehr das, was sie diesseits oder jenseits dieser Worte gedacht haben mögen, sondern das, was sie von vornherein systematisiert, was die für die Zukunft immer wieder neuen Diskursen und möglichen Transformationen aussetzt.« (Foucault 1999: 17) Das Interesse Foucaults gilt weder der interpretativen Frage nach dem Sinn, noch den allgemeinen Konstitutionsbedingungen menschlicher Erfahrung oder subjektiver Wahrnehmung, sondern der darunter liegenden, historisch variablen Ebene, die derartige Erfahrbarkeit und Bedeutsamkeit ermöglicht; einer Ebene, auf der sich Wahrnehmung *vor* der eigentlichen Wahrnehmung und Erfahrung *vor* der eigentlichen Erfahrung konstituiert.<sup>48</sup> Neben der Absetzung vom Strukturalismus, dem Foucault methodisch und inhaltlich trotz allem aber noch nahe steht, muss das Programm der Diskursanalyse in erster Linie als Versuch verstanden werden, Aus-

<sup>48</sup> Wie Hubert Dreyfus und Paul Rabinow recht pathetisch betonen, zielt Foucault damit auf »eine Phänomenologie, um alle Phänomenologien zu beenden« (Dreyfus/Rabinow 1987: 69ff.). In der Stoßrichtung ihrer Argumentation ist ihnen aber ebenso zuzustimmen wie Ian Hacking, der betont, »daß Foucaults Archäologie trotz des Interesses an ›Lektüre‹ und ›Texten‹ das gerade Gegenteil von Hermeneutik ist« (Hacking 2006: 111).

sagen und Aussagesysteme nichtinterpretativ und nichthermeneutisch zu untersuchen.

»Die Aussageanalyse ist also eine historische Analyse, die sich aber außerhalb jeder Interpretation hält: sie fragt die gesagten Dinge nicht nach dem, was sie verbergen, was in ihnen und trotz ihnen gesagt wurde, nach dem Nicht-Gesagten, das sie verbergen, dem Gewimmel von Gedanken, Bildern oder Phantasmen, die sie bewohnen. Sondern umgekehrt, auf welche Weise sie existieren, was es für sie heißt, manifestiert worden zu sein, Spuren hinterlassen zu haben und vielleicht für eine eventuelle Wiederverwendung zu verbleiben; was es für sie heißt, erschienen zu sein – und daß keine andere an ihrer Stelle erschienen ist.« (Foucault 1981: 159)

In diesem Sinne ist Foucault mit Nietzsche »ein glücklicher Positivist« (ebd.: 182), obwohl er sich sogar noch deutlicher vom naturwissenschaftlichen Erklärungsmodell distanziert.<sup>49</sup> Darüber hinaus offenbart sich ein Gegensatz zum Sozialkonstruktivismus von Berger/Luckmann darin, dass der Konstruktivismus hier nicht handlungs- bzw. interaktionstheoretisch fundiert wird. Während der Begriff der Konstruktion in deren Ansatz auf eine »zielgerichtete menschliche, gesellschaftliche Tätigkeit unter kontingenzen Randbedingungen« (Luckmann 1999: 28) verweist, gilt Foucaults Interesse einerseits den Bedingungen und Möglichungsstrukturen unseres Zugangs zur Wirklichkeit und andererseits den produktiven bzw. performativen Wirkungen von Diskurs- und Machtverhältnissen. Beide befinden sich jedoch *unterhalb* von intentionalem Handeln oder subjektiver Wahrnehmung.

Nicht zuletzt durch diesen ›anti-humanistischen‹ Einschlag des Foucaultschen Konstruktivismus ist die Differenz zum Operativen Konstruktivismus zunächst weniger markant, so dass Foucault Luhmann in einigen Hinsichten durchaus nahe steht. Das Bemühen um eine Historisierung der Wahrnehmungs- und Erkenntnisformen lässt ihn aber in eine gewisse Differenz zum Luhmannschen Programm treten. Indem Diskurse bzw. Episteme eine primäre Strukturierungsleistung für unsere Wahrnehmung zugesprochen bekommen, wird ersichtlich, dass die Fraagerichtung und das Interesse Foucaults noch *vor* derjenigen von Luhmann liegen (vgl. Stäheli 2004). Denn die diskursiven Formationen sorgen nach Foucault überhaupt erst dafür, dass bestimmte Phänomene und Gegenstände in den Blick geraten können, d.h. im Sinne Luhmanns *beobachtbar* sind. Zugleich liegt der Akzent hier weitaus deutlicher auf den Performanzen und Wirkungen der Kategorisierungen und Klassifikationen, die bei Luhmann als mehr oder weniger neutrale Instanzen erscheinen. Da in der Systemtheorie Sprache vorwiegend denotativ konzipiert ist (vgl. Stäheli 2000: 152ff.), kommt Fragen der Performanz und der

<sup>49</sup> Vgl. dazu auch Abschnitt 9.3 dieses Buches sowie Vasilache 2008.

Benennung keine zentrale Aufmerksamkeit zu, während Foucault diesem Moment eine erheblich Bedeutung beimisst. So unterscheiden sich die beiden Ansätze zuletzt dadurch, dass Luhmann sich primär für die Innenseite der Systeme interessiert, indem er die Frage des kommunikativen Anschlusses in den Vordergrund rückt und die Realitätswirkung der Operationen sowie die Frage der Viabilität vorwiegend als Probleme der inneren Systembildung thematisiert. Demgegenüber geht es Foucault stärker um Fragen der Grenzziehung und damit auch der Materialisierung und ›Außenwirkung‹ von Diskursen, indem er danach fragt, was Diskurse mit den Gegenständen machen, worüber sie sprechen und wie Gegenstände als diskursive Gegebenheiten erzeugt werden.

Durch diese Schwerpunktsetzung hat die mit Foucault verknüpfte Variante des Konstruktivismus eine breite Rezeption in den Sozial- und Kulturwissenschaften erfahren und wesentlich mehr gegenstandsbezogene Untersuchungen angeregt als die anderen beiden konstruktivistischen Ansätze. Nicht zuletzt dadurch konnte der Foucaultsche Ansatz insgesamt als konstruktivistisch begriffen werden, obwohl er sich selbst nicht unmittelbar auf diese Begrifflichkeit stützt. Die Bedeutung Foucaults für den soziologischen Konstruktivismus verstärkt sich noch, wenn man über den deutschsprachigen Raum hinausgeht und zudem auch die Wirkung berücksichtigt, die Foucault – wie auch der Poststrukturalismus insgesamt – in gesellschaftskritischen und insbesondere feministischen Debatten zukommt. Hierin unterscheidet sich die Rezeption Foucaults auch deutlich von den anderen Ansätzen, denn im Gegensatz zu Luhmann und Berger/Luckmann hat der diskurs- und machtanalytische Ansatz Foucaults auch eine deutliche Resonanz in gesellschaftspolitischen Kontexten gefunden. Der Grund hierfür liegt in dem eminent politischen Impetus dieses Ansatzes, der insbesondere in zwei Aspekten zutage tritt: der antiessentialistischen und denaturalisierenden Haltung sowie dem Gestus der Entlarvung, der den Foucaultschen Schriften anhaftet. Letztlich lässt sich in diesem Ansatz aber jeder der fünf weiter oben genannten Gründe für die soziologische Attraktivität des konstruktivistischen Programms wiederfinden. Es liegt gewissermaßen auf der Hand, diesen Ansatz auch auf andere vermeintlich natürliche und unhinterfragt gegebene Phänomene auszuweiten, so dass es nicht überrascht, dass sich mit Bezug auf Foucault viele Forschungen unter Verwendung konstruktivistischer Konzepte vermeintlich ›hartem‹ Objektivitäten zuwandten – dem biologischen Geschlecht, der Natur, der Ökonomie, der politischen Logik der Sachzwänge oder biologischen und medizinischen Krankheitstypen. Neben der hohen Anzahl an gegenstandsbezogenen Studien finden sich hier – im Unterschied Berger/Luckmann und Luhmann – aber auch Versuche einer theoretischen Weiterentwicklung des Konstruktivismus – eine prominente Stellung nehmen vor allem Judith Butler und Ernesto Laclau/Chantal Mouffe ein. Als zentrale Frage hat sich in diesen Diskussi-

onen die Reichweite der Konstruktionsthese aufgedrängt. Denn insofern Foucault selbst uneindeutig ist, ob sich die Rede von der Produktion von Wirklichkeit nur auf gesellschaftliche Wirklichkeit bezieht oder ob die realitätserzeugende Kraft der Diskurse und Episteme auch auf natürliche Faktoren ausgeweitet werden muss, drängt dieser Ansatz weitere theoretische Überlegungen zu einer genaueren Diskussion der Natur-Kultur-Unterscheidung.<sup>50</sup> Ohne diese Anschlüsse und die darin aufgeworfenen Themen hier im Einzelnen diskutieren zu können, gilt es, diese Fragen nun in einem abschließenden Abschnitt zusammenzutragen und an die drei skizzierten Varianten des soziologischen Konstruktivismus zu adressieren.

### 3.6 Zwischenfazit: Einheit und Vielfalt des soziologischen Konstruktivismus

Die letzten Abschnitte skizzierten drei Varianten des (soziologischen) Konstruktivismus. Wie einleitend bereits bemerkt wurde, ging es nicht darum, diese drei Positionen als beliebige, sondern als prototypische Argumentationsweisen des Konstruktivismus vorzustellen. Denn zweifellos sind dies nicht die einzigen Theorien, die dem engeren Kreis des soziologischen Konstruktivismus zuzurechnen sind. Die drei interessieren hier aber eben nicht als zufällige Beispiele, sondern als paradigmatische und emblematische Typen einer Forschungsperspektive, die in den Sozialwissenschaften derzeit weit verbreitet ist. Gemeinsam ist diesen Ansätzen, dass sie allesamt zum Zeitpunkt der Begründung und Etablierung des konstruktivistischen Paradigmas formuliert wurden. Sie stellen in dieser Hinsicht *vorbildliche* Modelle dar, an denen sich weitere Forschung orientieren kann und orientiert hat. Letztlich konturiert sich die Genese des soziologischen Konstruktivismus ganz wesentlich im Dreieck dieser Positionen, so dass weitere Diskussionen sowie gegenstandsortientierte Forschungen in der Regel auf diese Ansätze zurückgreifen oder zumindest gezwungen sind, sich hiermit auseinanderzusetzen. An

<sup>50</sup> Daneben gilt es aber anzumerken, dass viele Untersuchungen des diskurstheoretisch argumentierenden Konstruktivismus zwar begrifflich an Foucault anschließen, jedoch den Diskursbegriff oftmals stärker auf Sprache beziehen als Foucault selbst. Nicht zufällig findet sich im *Handbook of Constructionist Research* sowohl ein Artikel zum Foucaultschen Konstruktivismus wie auch zum Diskurstheoretischen Konstruktivismus, der zudem mit wenigen Bezügen zu Foucault auskommt. Die Differenz lässt sich anhand der Definition des Diskursbegriffs im Artikel *Discursive Constructionism* bemessen. Dort heißt es: »Discourse is most simply defined as texts and talk as parts of social practices.« (Potter/Hepburn 2008: 276)

dieser Stelle gilt es nun, den bisherigen Argumentationsgang zu rekaptulieren und auf die Themen und Fragestellungen des nächsten Kapitels (sowie des nächsten, Latour gewidmeten Teils dieses Buches) hin zu öffnen. Diskutiert werden sollen zunächst wesentliche Differenzen der drei Ansätze, bevor sich der Blick auf deren Gemeinsamkeiten richten kann. Die Übereinstimmungen stehen nicht zuletzt deshalb abschließend im Zentrum, da es im darauf folgenden Kapitel darum gehen soll, konkrete Problemkreise der konstruktivistischen Argumentation im Allgemeinen zu benennen. Eine Schwierigkeit ist hierbei, dass es – mitunter durchaus überraschend – nicht nur an Versuchen zur Synthese dieser Modelle oder zur Findung einer einheitlichen Theoriesprache mangelt, sondern auch an systematisch vergleichenden Studien.<sup>51</sup> Die meisten Arbeiten, die vorgeben, den sozialwissenschaftlichen Konstruktivismus zu diskutieren, verbleiben in der Regel innerhalb eines der hier diskutierten Modelle.<sup>52</sup> Wie es scheint, verhindern die unterschiedlichen Theoriesprachen und -traditionen der einzelnen Ansätze eine systematische begriffliche Annäherung. Es ist also ratsam zunächst die Differenzen zwischen den drei Modellen zusammenzutragen.

Ins Auge fällt dabei zunächst der offenkundig unterschiedliche theoretische Zugang, der nicht zuletzt auf die Herkunft aus unterschiedlichen theoretischen Traditionen verweist. Beeinflusst werden dadurch nicht nur die typische Gegenstandswahl, sondern auch die jeweilige Stoßrichtung sowie damit verbunden mögliche Gegnerschaften und argumentative Abgrenzungen. Darüber hinaus besteht, wie insbesondere am diskurstheoretischen Konstruktivismus deutlich wurde, ein wesentlicher Unterschied auch im politischen Impetus der jeweiligen Ansätze. Neben diesen eher oberflächlichen Differenzen unterscheiden sich die drei Konstruktivismen aber auch grundlegend in ihrer inhaltlichen Argumentationsweise. Am deutlichsten lässt sich dies an der ›Reichweite‹ des Konstruktivismus erkennen, da hier die divergierenden theoretischen Ausgangspunkte offenkundig zutage treten – phänomenologisch-inter-

<sup>51</sup> Dies gilt auch für Beiträge zur Kritik des konstruktivistischen Denkens, da hier zumeist eine, zudem sehr schematisch gezeichnete Variante (in der Regel eine vereinfachte Version des *Radikalen Konstruktivismus*) als Prototyp des Konstruktivismus insgesamt herhalten muss. Für eine Liste typischer Unterstellungen vgl. Reich 2002. Im Kern geht es dabei dann immer wieder um das Realismus-Problem, wodurch die Debatte den Diskussionen der sogenannten ›Science Wars‹ der 1990er-Jahre ähnelt. Weitere Ausführungen hierzu finden sich in Abschnitt 13.1 auf Seite 330 (insb. Anmerkung 9).

<sup>52</sup> So etwa Harbach 2004; Jensen 1999; Pörksen 2011a. Natürlich finden sich Ausnahmen (Holzinger 2004; Reich 2001). Diesen gelingt es jedoch nicht, einen systematischen Vergleichspunkt herauszuarbeiten, mit dem die Breite der konstruktivistischen Argumentation in den Sozialwissenschaften dargestellt werden kann.

aktionistisch bei Berger/Luckmann, erkenntnis- und beobachtungstheoretisch bei Luhmann sowie diskurs- und machttheoretisch bei Foucault. Ein Unterschied besteht bereits in der Frage, worauf sich der Begriff der Konstruktion bezieht, d.h. was demnach als konstruiert gelten muss. Bei Berger/Luckmann besitzt der Konstruktionsbegriff eine Doppelbedeutung: Einerseits geht es durch den Einfluss der Phänomenologie um Sinn- und Bedeutungsphänomene und andererseits zielen sie damit auf die Ergebnisse und Produkte der sozialen Interaktionen, insbesondere in Form von Normen und Institutionen. Luhmann hingegen thematisiert Konstruktionen vorwiegend als innenseitige, selbstreferentielle (Beobachtungs-)Operationen, gleichwohl er den Begriff auch auf die Erzeugnisse sozialer Operationen ausdehnt. Zweifellos ist auch bei Luhmann ›Sinn‹ stets eine Konstruktion, doch geht es hier im Gegensatz zu Berger/Luckmann weniger darum, den Konstruktionscharakter der Phänomene darüber zu *begründen*, dass sie sinnhaft verfasst sind. Phänomenologische Anteile finden sich hier zwar durchaus (wie der Bezug auf Husserl bezeugt), sie nehmen im Beobachtungsbegriff jedoch eine ›entsubjektivierende‹ Form an. Bei Foucault schließlich sind Konstruktionen vor allem Erzeugnisse von Diskurs-/Machtkonstellationen, wodurch es weniger um Wahrnehmung und Beobachtung im Allgemeinen als um konkrete Schemata der ›Ordnung der Dinge‹ und um die Herkunft und Wirkungen von Kategorien und Klassifikationen geht. Durch seine Stoßrichtung gegen Anthropologisierungen und Naturalisierungen tendiert Foucault zudem stärker dazu, den Konstruktivismus auch auf Materialität und Natur auszuweiten, wodurch materiellen Gegebenheiten in seinen Studien ein größeres Gewicht zukommt. Entsprechend ist dies die Variante mit der deutlichsten Betonung des performativen Aspekts von Konstruktionen.<sup>53</sup>

Eine weitere wichtige Differenz der Ansätze gerät in den Blick, wenn man danach fragt, worauf der Konstruktivismus im jeweiligen Fall verweist bzw. auf welchen Nachweis er gerichtet ist. Bei Berger/Luckmann geht es darum, aufzuzeigen, wie sich die Faktizität und Objektivität des Sozialen aus den sozialen Zusammenhängen selbst ergibt, und wie Normen, Institutionen und kollektiv geteiltes Wissen soziale Produkte, d.h. letztlich Sedimente der (anthropologisch fundierten) Entäußerungspraxis des Menschen sind. Trotz des Rückgriffs auf Phänomenologie und Philosophische Anthropologie unterhält dieser Ansatz folglich die stärks-

<sup>53</sup> Der Unterschied zwischen Luhmann und Foucault lässt sich bis zu einem gewissen Grad so beschreiben, dass Luhmann Wahrnehmungen einen aktiveren Part als Foucault zuspricht. Im Gegensatz zu Foucault neigt er eher dazu, Wahrnehmungen in Form von Beobachtungen als (aktive) Konstruktionsinstanzen zu begreifen, während Foucault vorwiegend darauf zielt, die Wahrnehmungen selbst als (passiv) konstruiert zu beschreiben. Zum Konzept der Performativität vgl. auch Abschnitt 4.3.

te Verbindung zu den klassischen Fragestellungen der Soziologie. Bei Luhmann geht es – abgesehen von der bekannten Ambition, eine ›Superntheorie‹ zu formulieren – vor allem um eine Nutzung von Erkenntnistheorie als bzw. für die Soziologie und damit auch um eine Reformulierung der soziologischen Theorie mithilfe neuerer informationstheoretischer und kognitionswissenschaftlicher Befunde. Das Unterfangen Luhmanns tritt als Versuch auf, die Soziologie insgesamt auf eine stabile (wenngleich auch inhaltlich instabile, weil kontingenzbetonende) theoretische Grundlage zu stellen. Foucault hingegen zielt in erster Linie auf eine historische Relativierung von Wissen und auf die Betonung des Gewordenseins weithin anerkannter Wahrheiten, wodurch sich der Ansatz vor allem durch den Hinweis auf Machtverhältnisse und Instanzen der Normierung, Disziplinierung und Regulierung auszeichnet. Dies hat zur Konsequenz, dass sich die drei Ansätze gewissermaßen in ihrer ›Tonalität‹ unterscheiden und für unterschiedliche soziologische (und politische) Motive anschlussfähig sind.

Durch die differenten Schwerpunktsetzungen und die unterschiedlichen Erkenntnisinteressen formulieren sie darüber hinaus verschieden radikale Varianten des soziologischen Konstruktivismus, was sich an der jeweiligen Behandlung von ›Materialität‹ und ›Natur‹ offenbart – auch wenn alle Positionen bei dieser Frage doch eher implizit bleiben. Berger/Luckmann formulieren hier sicherlich die ›moderateste‹ Version, da sie derartige Fragen entweder direkt ausklammern oder gemäß der phänomenologischen Tradition darauf drängen, Sein und Sinn nicht voneinander zu trennen, d.h. »die Existenz *an sich* der phänomenalen Sache einzuklammern und das Sein mit dem Sinn zu identifizieren« (Descombes 1981: 94, H.i.O.). Luhmann hingegen steht hier am deutlichsten für eine Position, die betont, dass Realität und Natur letztlich erkenntnistheoretisch unerkennbar bleiben (müssen). Infolgedessen verlagert er gewissermaßen den Realitätsbegriff auf soziale Tatsachen, die bei ihm als Resultate des operativen Prozessierens der Systeme begriffen werden. Da die Prämisse der Unerkennbarkeit der Welt jedoch eine Akzentuierung auf Fragen des Erkennens nahelegt und nicht prinzipiell der Trennung von Welt und Erkennen zuwiderläuft, bleibt Luhmann bei dieser Frage letztlich ›agnostisch‹.<sup>54</sup> Demgegenüber scheint Foucault hier auf den ersten Blick die weitreichendste Position zu vertreten, da er im Prinzip

<sup>54</sup> In dieser Hinsicht findet sich bei Luhmann – ähnlich wie bei Berger/Luckmann – ein eher traditionelles Naturkonzept, das lediglich erkenntnistheoretisch auf Distanz gebracht wird. Bei Foucault ist dies in gewisser Hinsicht anders: Er drängt darauf, auch vermeintlich natürliche Tatsachen diskursiv zu behandeln. Gleichwohl dieser Punkt bei Foucault nicht systematisch ausgearbeitet ist, war dies ein zentraler Grund dafür, warum sich der feministische Konstruktivismus auf ihn berufen konnte. Für eine programmatiche und für Foucault zentrale Formulierung vgl. Foucault 2002a: 179.

von der Erzeugung oder zumindest Miterzeugung der (auch materiellen) Welt durch Diskurs-/Machtkonstellationen ausgeht. Dennoch bleibt innerhalb der Schriften Foucaults zuweilen unklar, wie sich der hier verwendete Realitätsbegriff zum klassischen Sprachgebrauch verhält.<sup>55</sup>

In der Konsequenz finden sich also trotz der gerechtfertigten Zurechnung aller Positionen zum Konstruktivismus zahlreiche Differenzen zwischen den einzelnen Ansätzen. Mit Blick auf das gesamte Feld konstruktivistischer Soziologien zeigt sich hier aber, dass die drei Positionen gerade durch ihre unterschiedlichen Ausgangspunkte und die zum Teil konträren Argumentationsweisen sinnbildlich für das Spektrum konstruktivistischen Denkens in der Soziologie stehen können. Die folgende Tabelle dient dazu, die Differenzen zwischen den drei Ansätzen abschließend zusammenzufassen.

<sup>55</sup> Latour hat nicht zuletzt aus diesem Grund den foucaultschen Konstruktivismus zurückgewiesen, obwohl bei genauer Hinsicht zahlreiche Übereinstimmungen zwischen seiner Position und Foucault ausgemacht werden können. Vgl. hierzu Latour/Crawford 1993: 251.

	Berger/Luckmann	Luhmann	Foucault
Theoretischer Zugang/ Hintergrund	Phänomenologie, Wissenssoziologie, soziologische Klassiker	Beobachtungs- bzw. Erkenntnistheorie, Radikaler Konstruktivismus/ Neurowissenschaften	Diskurs- und Machtaanalytik, (Post-)Strukturalismus, Nietzsche
›Konstruktion‹ verweist auf	Phänomene des Sinns und Produkte sozialer Interaktionen	Innenseitige, selbst-referentielle Tätigkeit beobachtender Systeme	Gefüge der Ordnung der Dinge und der Strukturierung des Denk- und Sagbaren
Thematischer und inhaltlicher Fokus	Prozesse der Insti-tuierung, Objektivierung des Sozialen	Operative Geschlossenheit von Beobachtungen, epistemische Autonomie des Sozialen gegenüber der Außenwelt	Materialität bzw. Materialisierungen des Diskurses, Performativität
Bezug zu Natur und Materialität	Wird als UNBEDEUTSAM ausgeklammert	Gilt als UNERKENNBARE Außenwelt	Wird als FORM-BAR von Diskurs- und Macht-verhältnissen vorgestellt

Tab. 1: Quellen und Motive des soziologischen Konstruktivismus

Doch abseits dieser zum Teil wichtigen Differenzen gibt es zentrale Übereinstimmungen der verschiedenen konstruktivistischen Ansätze.<sup>56</sup> Neben der Bedeutung, die in unterschiedlicher Weise der Sprache (im weitesten Sinne) beigemessen wird, stimmen alle Ansätze darin überein, dass Fragen des Wissens im Zentrum konstruktivistischen Denkens stehen. Nicht zufällig besteht eine deutliche Nähe aller Ansätze zur Wissenssoziologie: Berger/Luckmann und Luhmann rekurrieren unmittelbar auf die klassische Wissenssoziologie, während Foucault in der Tradition der französischen Epistemologie steht, die deutlicher als ihr deutsches Pendant, die Erkenntnistheorie, auf die Historizität des Wissens, und damit

<sup>56</sup> Für eine inhaltliche Diskussion der Grundüberzeugungen (sozial-)konstruktivistischen Denkens im Sinne einer ›Familienähnlichkeit‹ vgl. Burr 1995. Auch wenn die dortige Liste der Grundannahmen konstruktivistischer Soziologien zu allgemein angelegt und in erster Linie auf den Sozialkonstruktivismus bezogen ist, bietet sie einen hilfreichen Einstieg in die Selbstverständlichkeiten konstruktivistischen Denkens in den Sozialwissenschaften. Die Gesamtargumentation von Burr ist jedoch zu sehr auf die sozialpsychologische Diskussion bezogen und nur bedingt auf die Soziologie übertragbar.

auf ein traditionelles Gebiet der Wissenssoziologie, abzielt.<sup>57</sup> Alle drei bearbeiten demnach genuin wissenssoziologische Fragestellungen, wobei sich zumindest Luhmann und Foucault von Mannheim, Scheler und Jerusalem darin unterscheiden, dass sie die Eingrenzung auf *soziale* Gegebenheiten und die Ausklammerung (natur-)wissenschaftlichen Wissens in Zweifel ziehen. Eine weitere zentrale Gemeinsamkeit der drei konstruktivistischen Ansätze ist die Distanzierung von erkenntnistheoretischen Repräsentationsmodellen. Wie bereits an der Schilderung des *linguistic turns* ausgeführt, betonen sie, dass Sprache – ungeachtet dessen, ob Kommunikationen, Diskurse, Sprechakte oder Signifikationsprozesse im Vordergrund stehen – nicht nur unseren Zugang zur Welt filtert, sondern auch auf die Welt in ihrer konkreten Beschaffenheit zurückwirkt. In diesem Sinne kreisen alle konstruktivistischen Ansätze (wenn auch in unterschiedlicher Intensität) um eine Idee von Performativität, die sich spätestens seit den 1970er-Jahren als Gegenmodell zum klassischen Repräsentationsdenken etabliert hat.<sup>58</sup> Hiermit einher geht eine deutliche Abkehr von jeglichen Widerspiegelungs- oder Abbildtheorien, so dass der Konstruktivismus insgesamt darauf hinausläuft, mit der klassischen Korrespondenztheorie der Wahrheit zu brechen. Wahrheit wird wie Wissen und Wirklichkeit stattdessen als ›innergesellschaftliches‹ Faktum behandelt, sie »ist von dieser Welt; in dieser wird sie aufgrund vielfältiger Zwänge produziert, verfügt sie über geregelte Machtwirkungen« (Foucault 1978: 51). Weiterhin zeichnen sich alle Ansätze dadurch aus, dass sie sich – im Gegensatz zu einigen philosophischen Positionen, die dem Konstruktivismus nahe stehen – auf keine subjektivistische Argumentation stützen. Der soziologische Konstruktivismus kann nicht als Neuauflage des Solipsismus begriffen werden. Er bezieht sich gerade nicht auf die Wahrnehmungswelt der ›vereinzelten Einzelnen‹, wie es für den kognitionswissenschaftlichen *Radikalen Konstruktivismus* in Teilen gilt. Das (einzelne) Subjekt gilt weder als direkter Konstrukteur von Wirklichkeit, noch verbürgt es streng genommen den Konstruktionscharakter der gesellschaftlichen Wirklichkeit, es ist in den soziologischen Varianten des Konstruktivismus nicht dessen letztinstanzliche Einheit. Stattdessen werden Konstruktionen als kollektive Angelegenheiten begriffen, die weitgehend nichtintentional und nichtbewusst von stattfinden gehen.

Eine weitere zentrale Gemeinsamkeit gerät in den Blick, wenn man nach Differenzlinien Ausschau hält. Ins Auge fällt hier vor allem diejenige zum Ideologiebegriff. In allen Versionen des soziologischen Konstruktivismus wird betont, dass Konstruktionen keine Trugbilder oder Verkehrungen sind, die etwas ›Eigentliches‹, ›Wahres‹ oder ›Verborgenes‹

<sup>57</sup> Vgl. dazu auch Abschnitt 7.2 dieses Buches.

<sup>58</sup> Eine Diskussion des Performativitätskonzepts und dessen Verbindung zum Konstruktivismus findet in Abschnitt 4.3 statt.

verdecken. Statt ideologietheoretisch argumentieren konstruktivistische Positionen kontingenzttheoretisch. Und auch wenn sich diese Differenz zum Ideologiemarkell oftmals nicht auf der rhetorischen oder programmatischen Ebene wiederfindet, da konstruktivistische Positionen häufig mit einem Gestus der Entlarvung auftreten, lässt sie sich auf der inhaltlichen und theoretischen Ebene aber sehr wohl kenntlich machen. Nicht zuletzt ist dies auch der Grund dafür, dass konstruktivistische Argumentationsweisen selten in marxistischen Ansätzen anzutreffen sind, sofern diese noch auf den Ideologiebegriff setzen.<sup>59</sup> Sie sind stattdessen eher in denjenigen Positionen anzufinden, die sich vom Ideologiekonzept distanzieren – wie etwa im selbsternannten ›Post-Marxismus‹ bei Laclau und Mouffe (vgl. Laclau 1990). Der Begriff der Ideologie lässt sich in Einklang mit konstruktivistischen Ansätzen – wenn überhaupt – nur noch im Sinne Mannheims verwenden, d.h. weitgehend analog zum Weltanschauungsbegriff. Als letzter Kongruenzpunkt zwischen den drei Ansätzen ist hier noch zu betonen, dass sie innerhalb der philosophischen Diskussionen Teil jener (dominannten) Position der Bevorzugung von Epistemologie vor Ontologie sind. Alle drei Positionen sind zwar nicht primär erkenntnistheoretisch ausgerichtet, doch ontologische Fragen kommen in allen Ansätzen nur in Form von sozialontologischen Überlegungen vor, sofern sie nicht ganz verworfen werden. Welche möglichen Probleme und Lücken damit einhergehen, soll das folgende Kapitel klären.

<sup>59</sup> Diese theoretisch zentrale Differenzlinie findet sich auch bei Ian Hacking zu wenig berücksichtigt. Stattdessen vermeint er den Konstruktivismus mit kritischer Theorie und ideologiekritischen Positionen, insbesondere, wenn er das Entlarvungs- und Enthüllungsbewusstsein diskutiert (vgl. Hacking 1999a: 40).

## 4 Problemkreise und Diskussionsfelder des Konstruktivismus

»Language matters. Discourse matters. Culture matters. There is an important sense in which the only thing that does not seem to matter anymore is matter.« Barad 2003: 801

Folgt man Thomas Kuhn, dann lässt sich in den Sozial- und Geisteswissenschaften allenfalls metaphorisch von Paradigmen sprechen. Doch so sehr seine Begründung zutreffen mag, diesen fehle im Gegensatz zu den Naturwissenschaften ein mehr oder weniger einheitliches und klar umrissen Forschungsfeld, lässt sich doch kaum bestreiten, dass der Konstruktivismus einem solchen Paradigma durchaus nahekommt. Aufgrund der Breite seiner argumentativen Basis und der Pluralität seiner Ausdrucksformen verfügt er durchaus über ein das Wissenschaftsfeld strukturierendes Forschungsprogramm und eine zumindet in Teilen konsensual geteilte Forschungsrichtung. Da die wesentlichen Gemeinsamkeiten der konstruktivistischen Positionen im vorigen Abschnitt bereits benannt wurden, lässt sich vor diesem Hintergrund nun der Blick auf allgemeine Probleme und Diskussionsfelder dieses – vereinfacht hier nun so benannten – Forschungs- und Theorieparadigmas lenken. In diesem vierten Kapitel sollen einige typische Einwände und Diskussionsbeiträge aufgegriffen werden, die mit dem konstruktivistischen Ansatz im Ganzen verbunden sind. Da diese durchaus zahlreich sind und sich auf unterschiedlichen Ebenen bewegen, ist es ratsam, zwischen verschiedenen Formen und Zielrichtungen der Kritik zu differenzieren. Denn es ist ein wesentlicher Unterschied, ob das Forschungsprogramm als solches in Frage gestellt wird oder es lediglich darum geht, auf begriffliche Ungenauigkeiten, Lücken oder Einseitigkeiten hinzuweisen, indem etwa betont wird, dass damit wesentliche Forschungsbereiche der Soziologie aus dem Blick geraten. Ich unterscheide dementsprechend im Folgenden zwischen *pragmatischen, normativen, forschungslogischen und erkenntnistheoretischen* Einwänden, wobei aufgrund der Fragestellung dieses Buches im Anschluss daran in erster Linie die grundsätzlichen erkenntnistheoretischen und philosophischen Kritikpunkte diskutiert werden.

(1) *Pragmatische Einwände:* Obwohl konstruktivistische Argumentationsmuster in den Sozial- und Kulturwissenschaften weithin verbreitet sind, wird der Konstruktivismus oft auf ein erkenntnistheoretisches Postulat verengt. Der *Radikale Konstruktivismus* gilt so als Inbegriff aller

konstruktivistischen Positionen und steht sinnbildlich für deren theoretische Grundüberzeugungen. Vor dem Hintergrund dieser Wahrnehmung, die gerade in der deutschen Soziologie dadurch bestärkt wird, dass die wesentlichen theoretischen Debatten nicht zuletzt vermittelt durch Luhmann aus diesem Umkreis stammen, finden sich zunächst zahlreiche forschungspragmatische Einwände. Deren Kennzeichen ist, dass sie weniger auf die begrifflichen und theoretischen Grundlagen dieses Ansatzes gerichtet sind, sondern vielmehr betonen, dass durch die Vormachtstellung des Konstruktivismus in der Soziologie erkenntnistheoretischen Fragen zu viel Aufmerksamkeit zuteil wird – und damit wesentliche Kernbereiche soziologischer Forschung ausgeblendet werden. Begründet wird der Einwand zumeist darüber, dass durch eine derartige Ausrichtung der eigentliche Gegenstandsbereich des Faches aus den Augen verloren wird und die hierdurch evozierten Fragen ohnehin nicht zum eingespielten Kompetenzbereich der Soziologie gehören. Interessant ist, dass dieser Vorwurf strukturelle Analogien zu denjenigen Einwänden besitzt, die sich in konstruktivistischen Soziologien gegenüber rein erkenntnistheoretischen Debatten finden lassen. Denn kritisiert wird jeweils die unempirische und ahistorische Argumentationslogik, die zur Ausblendung bestimmter Wirklichkeitsbereiche und konkreter, soziologisch relevanter Phänomene führt. Durch die Engführung des Konstruktivismus auf erkenntnistheoretische Fragen werden die Desiderate dieser Forschungsrichtung vor allem in jenen Bereichen lokalisiert, die einem rationalistischen Zugriff, mit dem der Konstruktivismus identifiziert wird, eher entgehen: So lässt sich etwa gegen den Primat der Beobachtung phänomenologisch auf Fragen der Empfindung und der Emotionen hinweisen oder gegen die konstruktivistische Soziologie des Körpers eine Soziologie des Leibes in Anschlag bringen und so fort. Das Argument hier ist also nicht, dass der Konstruktivismus als theoretische Position in der Soziologie widersprüchlich oder inkonsistent ist, sondern dass er die wesentlichen oder zumindest ebenso wesentlichen Aspekte der soziologischen Wirklichkeit nicht adäquat erfassen kann. Inwiefern diese Einwände gechtfertigt sind und auf welche Ansätze sie sich beziehen lassen, soll hier nicht entschieden werden. Es sei lediglich konstatiert, dass dieser forschungspragmatischen Kritik aktuell eine steigende Bedeutung hinsichtlich der Unzufriedenheit mit konstruktivistischen Positionen in der Soziologie zukommt. Ihr Charakteristikum ist, dass der Konstruktivismus hier mehr oder weniger als wissenschaftliche Sackgasse begriffen wird.

(2) *Normative Einwände:* Neben den eher pragmatischen oder forschungspraktischen Kritikpunkten finden sich auch normative Einwände. Hier geht es weniger um Lücken der konstruktivistischen Ansätze, sondern um normativ-ethische Probleme, die aus der theoretischen Grundkonzeption herrühren. Der Konstruktivismus wird hier als Posi-

tion wahrgenommen, die durch die Relativierung von Wahrheits- und Wissensansprüchen und die Radikalisierung des Kontingenzen denkens zu einem Verlust von Erkenntnissicherheit führt. Kritisiert wird daran zweierlei: Zum einen wenden vor allem gesellschaftskritische Positionen ein, dass hierdurch normative Maßstäbe und feste Ankerpunkte der Kritik verloren gehen. Und zum anderen wird der Konstruktivismus im Rahmen der Realismus-Relativismus-Debatte von ›realistischen‹ Positionen auf eine strukturell ähnliche, aber politisch anders motivierte Weise darin kritisiert, dass die mit ihm verbundene relativistische Haltung zu einer Preisgabe jeglicher moralischer Grundsätze führe.<sup>1</sup> Besondere Bedeutung erlangten diese Einwände vor allem in Bezug auf die stärker politischen Varianten des Konstruktivismus, wie sie ausgehend von Foucault vor allem bei Butler und Laclau/Mouffe anzufinden sind. Entsprechend vermengt sich diese Debatte zum Teil mit den allgemeinen Diskussionen um Poststrukturalismus, Dekonstruktivismus und die sogenannte Postmoderne. Besonders prägnant formuliert finden sich die Einwände in den feministischen Auseinandersetzungen nach der Publikation von Judith Butlers Schrift *Gender Trouble* (dt.: *Das Unbehagen der Geschlechter*) (Butler 1991). Im Gegensatz zu den forschungspraktischen Einwänden wird der Konstruktivismus hier nicht als Sackgasse begriffen, sondern vor allem als Verunsicherungsfaktor und als beunruhigendes politisch-normatives Problem.

(3) *Forschungslogische Einwände*: Als dritte Form der Kritik am Konstruktivismus lassen sich forschungslogische Einwände ausmachen, die weniger auf die theoretischen Prämissen konstruktivistischer Forschung gerichtet sind, sondern Mängel der tatsächlichen Durchführung der konkreten Studien benennen. Der Hauptkritikpunkt gilt hier der konkreten Argumentations- und Vorgehensweise konstruktivistischer Forschung. Kritisiert wird vor allem, dass die Forschungslogik letztlich auf eine Tautologie hinausläuft, da es in vielen Fällen nur um den Beweis dessen geht, was zuvor unterstellt wurde – nämlich dass der untersuchte Gegenstand ›konstruiert‹ ist. Auch wenn dieses Vorgehen in den Fällen sinnvoll sein mag, wo es die Forschung mit einem weitgehend naturalisierten und unhinterfragt vorausgesetzten Gegenstand zu tun hat, kann es, so die Kritik, kaum als allgemeine Stoßrichtung dieser Forschung akzeptiert werden. Denn stattdessen sollten konstruktivistische Studien über die bloße Feststellung des Konstruktionscharakters hinausgehen, da diese ohnehin meist bereits als Grundannahme am Ausgangspunkt solcher Untersuchungen steht. Kurzum: kritisiert wird hier aus einer zumeist konstruktivismusinternen oder zumindest grundsätzlich solidarischen Position, dass der forschungslogische Blick von dem ›Dass‹ der Konstruktion auf

<sup>1</sup> Vgl. für einen Überblick Edwards/Ashmore/Potter 1995: 32f.

das ‚Wie‘ der Konstruktion verschoben werden muss und die zentralen Fragen des Konstruktivismus vielmehr darauf gerichtet seien, zu erforschen, wie sich Konstruktionen vollziehen, welche Instanzen daran beteiligt sind, welche Konflikte und Widerstände dabei auftreten und wie derartige Konstruktionen stabilisiert werden. Gelänge dies nicht, dann sei – so der Vorwurf – der Konstruktivismus zwar theoretisch hinreichend begründet, aber forschungslogisch ergebnislos, da er lediglich von der Geste der Entlarvung zehrt. In diesen Zusammenhang fällt auch jene Kritik, die das Problem konstruktivistischer Forschung vor allem darin sieht, dass diese oft nicht zu einem tieferen Verständnis sozialer Zusammenhänge beiträgt, sondern nur dem Motiv dient, den untersuchten Gegenstand in Frage zu stellen und (auch aus politischen Gründen) zu relativieren. Demzufolge ist diese Kritik weniger als Einwand gegen die theoretische Grundidee als solche zu verstehen, problematisiert wird vielmehr die konkrete Durchführung einzelner auf dem Konstruktivismus aufbauender Studien, so dass der Konstruktivismus hier weder als Sackgasse noch als politisch-normatives Problem, sondern vor allem als inhaltsleeres soziologisches Forschungskonzept erscheint.

(4) *Erkenntnistheoretische bzw. philosophische Einwände:* Unter einen letzten Punkt lassen sich erkenntnistheoretische und philosophische Einwände subsumieren, die vor allem im Rahmen der Realismusdebatte formuliert wurden. Gemeinsam ist diesen, dass sie den Konstruktivismus nicht aus forschungsstrategischen oder politischen Gründen zurückweisen, sondern dessen theoretische Grundannahmen in Frage stellen. Im Kern läuft diese Kritik darauf hinaus, dass den konstruktivistischen Positionen vorgeworfen wird, die Instanz der Realität – sei es in Form von äußerer Wirklichkeit, Natur oder Materialität – zu leugnen oder zumindest nicht hinreichend berücksichtigen zu können. Indem der Konstruktivismus betont, dass das Erkennen einer Eigenlogik folgt, die nicht direkt aus der ‚Natur der Sache‘ hervorgeht und somit – je nach theoretischer Fassung – das erkennende Subjekt, die Sprache oder der Diskurs nicht als abbildende oder widerspiegelnde Instanz einer äußeren Welt fungieren, sei er dazu gezwungen, keinerlei Mitwirken dieser Instanzen am Erkenntnisvorgang anzuerkennen zu können. Genauso wie sich der Konstruktivismus gegen eine bestimmte Konzeption des erkenntnistheoretischen Realismus wendet, wird hier umgekehrt kritisiert, dass mit einer solchen Position jegliche äußere Überprüfungsinstanz des Wissens geleugnet wird, mit der verhindert werden könnte, dass das Erkennen in völligen Relativismus und Pluralismus mündet. Da diese Einwände zum Teil auf ältere philosophische Debatten zurückgreifen, finden sich hier auch Positionen, die den Konstruktivismus als eine sprachtheoretische Neuauflage des Idealismus begreifen (vgl. Hacking 1999a: 45).

Von den vier genannten Punkten stehen im Folgenden in erster Linie die erkenntnistheoretischen und philosophischen Einwände im Fokus. Dies hat mindestens drei Gründe: *erstens* betreffen sie die theoretischen Grundüberzeugungen des gesamten konstruktivistischen Forschungsprogramms; *zweitens* beziehen sie sich auf die Begrifflichkeit des Konstruktivismus insgesamt und *drittens* gehören sie zu den Punkten, an denen auch Latour schließlich ansetzt und an denen sich einige zentrale Differenzen zwischen jenen Positionen der >ersten Generation< und dem Latourschen Ansatz verdeutlichen lassen. Insgesamt geht es im Folgenden allerdings weniger darum, über die Diskussion dieser Punkte eine generelle Unzulänglichkeit des Konstruktivismus zu proklamieren. Vielmehr sollen einige Dimensionen dieser Kritik skizziert werden, die sich trotz zahlreicher Debatten als eine dauerhafte Begleiterscheinung konstruktivistischer Forschungsprogramme erwiesen haben. Entsprechend besteht das Ziel auch nicht darin, die Kritikpunkte einfach als Fehllektüre zurückzuweisen und sie in dieser kurzen Skizze gänzlich beiseite zu schaffen. Aufgrund der Beständigkeit der erkenntnistheoretischen Einwände des Realismus soll diese Position – so fragwürdig sie im Hinblick auf einzelne konstruktivistische Ansätze auch sein mag – vielmehr als Symptom einiger grundlegender Probleme konstruktivistischer Ansätze begriffen werden. Erst im Anschluss daran kann schließlich gefragt werden, ob die verschiedenen Ansätze des Konstruktivismus imstande sind, die hier vorgebrachten Einwände zurückzuweisen oder ob nicht ein Grund für die Persistenz dieser Kritik in der Beschaffenheit des konstruktivistischen Denkens selbst liegt.

Diskutiert werden die erkenntnistheoretischen und philosophischen Einwände vor allem in den ersten beiden folgenden Abschnitten. Angesichts der Grundüberzeugung des konstruktivistischen Denkens, von Ontologie auf Epistemologie umzustellen und weniger nach dem *Was* sondern dem *Wie* des Erkennens zu fragen, drängt sich als erster Punkt die Frage nach dem Status der Realität auf (Abs. 4.1). Der zentrale Ausgangspunkt hierfür ist die sogenannte Realismus-Relativismus-Debatte, die insbesondere in den 1980er-Jahren geführt wurde, auch wenn sie auf älteren philosophischen Diskussionen aufbaut. Eng damit verbunden wird schließlich mit dem Begriff der Materialität ein weiterer Problemkreis diskutiert, der vor allem auf die Frage gerichtet ist, welche Rolle konstruktivistische Positionen der dinglich-materiellen Seite der Wirklichkeit zugestehen und auf welche Weise diese möglicherweise in die jeweiligen Ansätze zu integrieren ist (Abs. 4.2). Dieser Diskussionspunkt verweist bereits auf die Einwände Latours, die in den folgenden Teilen dieses Buches konkreter behandelt werden. Im Wesentlichen soll es hier aber noch darum gehen, diesen Aspekt an den zuvor skizzierten drei Varianten des soziologischen Konstruktivismus zu diskutieren. Daran anknüpfend steht abschließend der Begriff der Performativität im Zentrum,

mit dem zumindest neuere konstruktivistische Ansätze die zahlreichen Einwände zurückweisen und der dort als wichtige theoretische Figur der Verknüpfung von Sprache und Materialität fungiert (Abs. 4.3). Gefragt wird in diesem Abschnitt, inwiefern dieses Konzept als viel versprechender Einsatzpunkt gegenüber den genannten Kritikpunkten gelten kann oder ob sich hier nicht bestimmte Probleme der konstruktivistischen Argumentation kontinuieren. Da diese Diskussion letztlich auf die Vertretung Latours innerhalb des Konstruktivismus vorbereiten soll, steht hinter diesen Überlegungen letztlich die Frage, inwiefern dessen Ansatz imstande ist, diesen Fragen aus dem Weg zu gehen oder gar: sie begründet zurückzuweisen. Abgesehen von einem überleitenden Kapitel zum Naturbegriff in der Soziologie (Kap. 5) ist der erste Teil des Buches mit dieser Diskussion abgeschlossen, so dass hiernach die Diskussion Latours im zweiten Teil einsetzt.

## 4.1 Die Realismusdebatte und der Relativismus

»Nur ein Geist in der äußerst befremdlichen Lage, von *innen nach außen* auf die Welt zu schauen und mit der Außenwelt durch nichts als die dürftige Verbindung des *Blickes* verbunden zu sein, wird ständig in der Furcht leben, die Realität zu verlieren; nur solch ein körperloser Beobachter wird verzweifelt nach einem absolut sicheren Lebenserhaltungssystem Ausschau halten.« Latour 2002a: 11, H.i.O.

Die Diskussionen zwischen Realismus und Relativismus sind sicherlich der Bereich, an dem sich die Geschichte der Rezeption des Konstruktivismus am deutlichsten als Geschichte eines Missverständnisses schreiben ließe. Zwar wurde der Konstruktivismus aufgrund seiner denaturalisierenden und antiessentialistischen Haltung vielfach als Instanz der Befreiung wahrgenommen und entsprechend insbesondere in politischen Bewegungen, die auf poststrukturalistisch-dekonstruktivistischen Annahmen aufbauen, begrüßt. Zum Teil hat jedoch genau dies dazu geführt, dass konstruktivistische Ansätze dem Verdacht ausgesetzt waren, antirealistisch zu argumentieren. Hinzu kommt ein weiterer Punkt: Denn während es bei Kant in Form des transzendentalen Subjekts noch eine erkenntnisverbürgende, universale Instanz gab, wurde ein solches Denken spätestens am Ende des neunzehnten Jahrhunderts und noch mehr im Gefolge der Wissenssoziologie nachhaltig erschüttert. Entsprechend sah sich eine Position, die dem Erkennen eine historische und/oder soziale Komponente gab und es damit dem Wortsinn nach *relativierte*, nahezu

unweigerlich mit dem Vorwurf des Relativismus konfrontiert. Gleichzeitig scheint allerdings eine Rückkehr zu einem unmittelbaren Realismus ausgeschlossen, da nicht nur im engeren Sinne konstruktivistische Ansätze die Abbildtheorie der Erkenntnis zurückweisen, ihr wurde letztlich bereits durch die Entwicklung der Wissenschaften der Boden entzogen.<sup>2</sup> Die Kritik an einem naiven erkenntnistheoretischen Realismus ist Grundbestandteil nahezu aller philosophischen Ansätze des zwanzigsten Jahrhunderts, eine prototypische Formulierung findet sich beispielsweise auch bei Ernst Cassirer: »Der naiven Auffassung stellt sich das Erkennen als ein Prozeß dar, in dem wir eine an sich vorhandene, geordnete und gegliederte Wirklichkeit nachbildend zum Bewußtsein bringen. Die Tätigkeit, die der Geist hierin entfaltet, bleibt auf einen Akt der Wiederholung beschränkt [...].« (Cassirer 1999: 1) Das Insistieren des Konstruktivismus auf die (soziale, kognitive, kulturelle oder symbolische) Relativität des Erkenntnisprozesses ist so ein Schritt weit zum Gemeingut der Philosophie im zwanzigsten Jahrhundert geworden. Dennoch hat es gerade um die (vermeintlich) antirealistische Haltung des Konstruktivismus die meisten erkenntnistheoretischen Diskussionen gegeben. Zwar stand im Zentrum der Kritik eindeutig der *Radikale Konstruktivismus* mit seiner Fokussierung auf mentale und kognitive Aspekte des Erkennens, doch letztlich wurden die Vorwürfe ebenso auf die soziologischen Varianten des Konstruktivismus ausgeweitet – obwohl diese stärker darum bemüht sind, nicht als Gegenposition zum Realismus begriffen zu werden. So bekam die letztlich seit Anbeginn der neuzeitlichen Philosophie virulente Debatte um das Realismusproblem anhand des Aufstiegs konstruktivistischen Denkens einen erneuten Aufschwung. Denn da der Konstruktivismus das Verhältnis von Erkenntnis und Realität zu einem zentralen theoretischen Eckpfeiler seiner Epistemologie gemacht hat, wurde es auch vonseiten der Kritiker zum Hauptangriffspunkt gemacht. So ist beispielsweise die Rede von einer »konstruktivistisch verordneten Abstinenz auf den Wirklichkeitszugriff« (Brand/Kropp 2004: 128).

Da es in dieser kurzen Skizze unmöglich ist, die philosophische Debatte in ihrer gesamten Breite zu diskutieren, sollen nur einige zentrale Momente und vor allem die konstruktivistische Entgegnung hierauf herausgestellt werden.<sup>3</sup> Dabei gilt es zunächst zu berücksichtigen, dass sich

<sup>2</sup> Während diese Entwicklung eigentlich bereits mit dem Aufstieg der experimentalen Forschungswissenschaften im neunzehnten Jahrhundert beginnt, ist sie spätestens seit der Relativitätstheorie und den weiteren *theoretischen* Prinzipien der Physik zu Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts nicht mehr zu leugnen. Vgl. dazu: Heisenberg 1955, 1983 sowie als sozialhistorische Darstellung zu Einstein und Poincaré Galison 2006.

<sup>3</sup> Angesichts der geringen Ergebnisse der Kontroverse kann überhaupt bezweifelt werden, ob eine systematische Diskussion dieser, von gegenseitigen Unterstellungen überreichen Debatte ratsam ist: »Die gegenwärtige, weit

ebenso wenig wie es *den* Konstruktivismus gibt von einem einheitlichen Konzept des Realismus ausgehen lässt.<sup>4</sup> Konsensuell geteilt wird von realistischen Positionen in der Regel die These, dass die Außenwelt als eine von unserer Erkenntnis unabhängige Realität existiert.<sup>5</sup> Die Dinge, die wir begrifflich zu fassen versuchen, besitzen in dieser Vorstellung eine eigenständige Existenz, ungeachtet dessen, ob und wie wir sie beschreiben. Dies ist zunächst gänzlich unberührt von der Frage, ob diese Wirklichkeit auch erkennbar ist und ob Sprache und Begriffe hierfür adäquate Mittel sind. Zwar vertritt der Realismus typischerweise die Ansicht, dass unser Wissen die Realität darstellen oder gar widerspiegeln kann,<sup>6</sup> doch bleibt zu betonen, dass die ontologische Realitätsthese (»Die Dinge existieren ungeachtet unserer Beschreibungen«) nicht notwendigerweise mit einer Abbildtheorie der Wahrheit verknüpft ist. Realistische Ansätze können daher hinsichtlich der Frage der Darstellbarkeit und Beschreibbarkeit der Realität durchaus konstruktivistisch argumentieren. Nur Extremformen des Realismus gehen von der Annahme aus, dass Gegenstände durch direkte Verbindungen von Begriff und Sache erkannt und gemäß dem Korrespondenzprinzip beschrieben werden, während »moderatere« Positio-

verzweigte Realismus-Debatte wirft manche Rätsel auf, deren größtes sein könnte, warum sie überhaupt geführt wird.« (Janich 1995: 460) Für eine ähnliche Einschätzung vgl. auch Rouse 2002.

- 4 Es finden sich zahlreiche Vorschläge zur Differenzierung der verschiedenen Formen des Realismus, die auch hinsichtlich der Anzahl der Realismen und der Prinzipien ihrer Sortierung deutlich voneinander abweichen. So unterscheidet beispielsweise Paul Horwich drei und Hans Jörg Sandkühler fünf Formen des Realismus (vgl. Horwich 1982, Sandkühler 2009: 33f.). Insbesondere seit Hilary Putnams Buch *Reason, Truth and History* aus dem Jahr 1981 kommt der Variante des *internen Realismus* eine zentrale Rolle zu, der in Annäherung an relativistische Positionen Wahrheits- und Objektivitätskonzepte auf Theorien und Überzeugungssysteme bezieht und sowohl die Begriffe als auch die Gegenstände als interne Bestandteile von Beschreibungsmodellen ansieht. Vgl. Putnam 1990: insb. 82. Darüber hinaus existieren verschiedene Vermittlungsversuche – etwa in der Position des »Neutralismus«, der sich als dritte Option jenseits von Realismus und Antirealismus zu platzieren versucht.
- 5 In der Begriffsverwendung folge ich an dieser Stelle zunächst der dominanten philosophischen Terminologie, die mit dem Realitätsbegriff die ontologische Welt bezeichnet, wie sie »unabhängig von uns« ist, während der Begriff der Wirklichkeit auf Bewusstsein bzw. soziale oder mentale Wirklichkeit verweist. Vgl. dazu beispielhaft Sandkühler 2009: 18. Dass diese Unterscheidung von konstruktivistischen Positionen in Frage gestellt wird, ist Teil der folgenden Ausführungen.
- 6 Vgl. ebd.: 31f. sowie zur Metapher des Spiegels auch Rorty 1987. Aufgrund dieser Annahmen geht der Realismus in der Regel auch von der Möglichkeit wissenschaftlichen Fortschritts aus, während fortschrittskepische oder Kontingenz betonende Theorien eher zum Relativismus neigen.

nen wie die von Hilary Putnam in die Nähe zu relativistischen Positionen rücken und von der Theorieabhängigkeit aller Beschreibungen ausgehen.

Insofern dieser Punkt also bereits innerhalb des realistischen Lagers höchst umstritten ist, offenbart sich als (erstes) Problem der gesamten Debatte, dass als Gegenposition zum Realismus nur noch die Zurückweisung der ontologischen Realitätsthese ›übrig‹ bleibt, d.h. die absurde Behauptung, die Realität existiere in ihrer Materialität nur *aufgrund* unserer Beschreibungen. Da diese These jedoch von keinem konstruktivistischen oder relativistischen Ansatz vertreten wird,<sup>7</sup> ist es notwendig, neben diese erste Grundannahme noch einen weiteren Aspekt zu stellen, der deutlicher auf das Problem des erkenntnistheoretischen Zugangs zur Welt bezogen ist. Denn die Vehemenz, mit der die Diskussionen geführt werden hängt weniger an dem (ontologischen) Problem, ob es eine Realität außerhalb von Beschreibungen gibt, sondern vielmehr an der (erkenntnistheoretischen) Frage, ob es eine außerbegriffliche, nichtkonstruierte und in dem Sinne nichtrelativistische Instanz *hinter* dem Erkennen gibt, die es vermag Wahrheits- und Objektivitätsansprüche abzusichern.<sup>8</sup> Genau dies wird von konstruktivistischen Positionen gelehnt. In Formulierungen wie »daß die Wahrheit nicht dort draußen ist, heißt einfach, daß es keine Wahrheit gibt, wo es keine Sätze gibt« (Rorty 1992: 24) wird bestritten, dass externe Instanzen (sei es je nach Argumentation extern zu Sprache, Denken, Wissen oder sozialen Faktoren) direkt auf das Denken durchgreifen können. Ist dies der Fall, dann können sie aber nicht als absichernde und fundierende Letztinstanz unserer Erkenntnis fungieren.

<sup>7</sup> Auch diejenigen Ansätze, denen oftmals eine solche Position unterstellt wird, wehren sich gegen diese Zuschreibung. So formuliert etwa Rorty gegen Searle: »Searle drückt sich in seinen Schriften mitunter so aus, als müßten Philosophen, die wie ich selbst kein Vertrauen in eine ›bewußtseinsunabhängige Realität‹ haben, bestreiten, daß es Berge gab, ehe den Menschen die Vorstellung ›Berg‹ in den Sinn kam oder ehe das Wort ›Berg‹ in ihrer Sprache auftauchte. Das wird aber von keinem bestritten. Niemand glaubt, es gebe eine Kausalkette, die dafür sorgt, daß Berge zu einer Wirkung von Gedanken oder Worten werden.« (Rorty 2000: 105) Eine Seite später heißt es zusammenfassend: »Wir [...] meinen, das ganze von Aristoteles ebenso wie von Locke, Kant und Searle ins Auge gefasste Vorhaben einer Unterscheidung zwischen an sich Existierendem und mit Bezug auf menschliches Bewußtsein Existierendem lohne sich nicht mehr.« (Ebd.: 106)

<sup>8</sup> Die Leidenschaft und Persistenz, mit der die Debatte geführt wird, ergibt sich auch daraus, dass der erkenntnistheoretische Streit, der unter anderem um die Begriffe Wahrheit und Objektivität geführt wird, aufs Engste mit moralisch-ethischen Fragen verknüpft ist. Vgl. für eine relativistische Auseinandersetzung mit den realistischen Einwänden in Bezug auf normativ-ethische Fragen: Edwards/Ashmore/Potter 1995: 39f.

Obwohl die Realismusdebatte also auf den ersten Blick um die Annahme der Existenz einer äußereren, unabhängigen Realität kreist, liegt der eigentlich strittige Punkt bei der Frage nach der Erkennbarkeit von Realität und dem damit verbundenen Problem der Gewissheit von Erkenntnis. Hierauf gründen sich die unterschiedlichen erkenntnistheoretischen Annahmen, die schließlich weitreichende wissenschaftstheoretische Folgen haben: Sie unterscheiden sich etwa darin, ob Naturgesetzen oder -tatsachen eine Existenz außerhalb wissenschaftlicher Theorien zugesprochen wird oder ob angenommen wird, dass die Wissenschaft imstande ist, natürliche Entitäten, Gesetze oder allgemein gültige Wahrheiten im wörtlichen Sinne zu ›entdecken‹. So läuft die relativistische Betonung des Konstruktionscharakters des Wissens aus Sicht des Realismus auf eine sprachtheoretische Neufassung des Idealismus zu. Dem Konstruktivismus wird vorgeworfen, Realität auf bloße Repräsentationen zu reduzieren und durch die Absage an externe Gültigkeits- und Objektivitätskriterien jegliche Aussagen auf den Status von Meinungen herabzusetzen.

Ohne die konstruktivistischen Entgegnungen hierauf im Einzelnen zu wiederholen, soll nur auf eine typische Kritik an derartigen Einwänden des Realismus hingewiesen werden. In einer paradigmatischen Auseinandersetzung mit der argumentativen Logik dieser Debatte haben Derek Edwards, Malcolm Ashmore und Jonathan Potter überzeugend auf die spezifische Rhetorik der ›bottom line arguments against relativism‹ (so der Untertitel des Aufsatzes) hingewiesen (vgl. Edwards/Ashmore/Potter 1995). Denn was die Einwände gegen konstruktivistische Annahmen häufig auszeichnet ist ein spezifischer Gestus des Demonstrativen und Unsprachlichen, nicht selten manifestiert in dem Verweis auf die harte Materialität des im Raum anwesenden Tisches – im Sinne der Möglichkeit, ›to thump on a table that solidly resists and proves itself not to be a dream or a social construction‹ (Latour 1989: 106). Realistische Positionen greifen dabei häufig auf eine besondere Sprechweise zurück, die sich als ›Rhetorik der Nicht-Rhetorik‹ beschreiben lässt: »It is how the story is given to us, not *as a story* at all, but transparently, as reality itself. [...] It is a kind of trickery when writers introduce reality in the form of specific descriptions of it, and then kick away the textual ladder and ask us to consider the thus-described reality as out-there.« (Edwards/Ashmore/Potter 1995: 31, H.i.O.) Ein solches »argument of no argument« (ebd.: 27), das in der Form der ›nackten Wahrheit‹ (vgl. Latour 1989) daherkommt, entgeht gerade deswegen aber nicht der Logik des Sprachlichen. Wie auch andere sprachliche Ausdrücke greift eine solche Argumentation notwendigerweise auf rhetorische und stilistische Mittel zurück, um auf die Bedeutung eines Gegenstands zu verweisen (wie am Beispiel des in philosophischen Diskussionen häufig bemühten Semantischen gezeigt). Edwards, Ashmore und Potter betonen folglich, dass auch eine solche Rhetorik nicht darüber hinwegsehen kann, dass den

Gegenständen selbst diese Bedeutungen nicht zukommen, sondern dass diese erst mithilfe von Sprache und Ausdruck signifiziert werden müssen: »It is not that texts are more real, more singularly described than the rest of the world; but rather, that the rest of the world is like text. It *all* has to be represented and interpreted.« (Edwards/Ashmore/Potter 1995: 32, H.i.O.) Konstruktivistische Positionen argumentieren somit keineswegs zwingend sprachmonistisch und behaupten, Realität *bestehe* substanzlogisch einzig und allein aus Sprache, sondern verweisen nur darauf, dass auch der Bezug auf Dinge und Materialitäten in der Sprache stattfindet – ein Aspekt, der zumindest rhetorisch von realistischen Positionen zuweilen ignoriert wird.

Angesichts der Struktur der gesamten Debatte ist zu bezweifeln, dass eine plausible Einigung zwischen beiden Parteien gefunden werden kann und die Diskussion jemals zu einem befriedigenden Ende kommt. Dazu scheint bereits der Ausgangspunkt der Diskussion ungeeignet, da die Debatte zum einen auf einer problematischen Übersimplifizierung und zum anderen auf einem fragwürdigen Binaritätsdenken aufbaut. Denn ungetacht der Unterschiede zwischen den beiden Positionen argumentieren beide innerhalb der (stillschweigenden) Übereinkunft, nach der eine externe, inaktive und zum Teil geradezu unbelebte Realität einer Menge an Aussagen, Beschreibungen, Beobachtungen oder Interpretationen gegenüber steht. Die Voraussetzung eines solchen Dualismus ist die strikte Unterscheidung von Begriff und Sache oder Sprache und Welt, die in den verschiedenen Lagern lediglich nach unterschiedlichen Seiten hin aufgelöst wird. Realismus und Antirealismus verhalten sich somit – in einer zwar simplifizierenden, aber symptomatischen Lesart – als symmetrische Antipoden, die nicht nur beide innerhalb der gleichen Unterscheidung argumentieren, sondern auch dem gleichen Motiv folgen: der Suche nach erkenntnistheoretischer Gewissheit, bei der sie lediglich auf unterschiedliche Instanzen rekurrieren (vgl. Latour 2002a: 7–35). Denn letztlich basiert die Debatte auf beiden Seiten auf der Annahme, »wir könnten einen letzten Grund, etwa ›die Welt dort draußen‹ (Realismus) oder ›unsere Schemata‹ (Antirealismus), als unabhängige Basis unseres Erkennens anführen« (Kneer 2009a: 17). Unter weitgehender Ausblendung von konkreten historisch-empirischen Elementen bewegt sich diese Debatte jedoch in einer Art luftleerem Raum, so dass es aus soziologischer Perspektive ratsam ist, auf einen pragmatischen (bzw. pragmatistischen) Aspekt dieses Problems zu bestehen und weniger auf der – aus dieser Sicht ohnehin problematischen – Ebene der allgemeinen Erkenntnistheorie anzusetzen.

Ausgehend von der Beobachtung, dass die Grundstruktur der Realismusdebatte von problematischen Dichotomien durchzogen ist, lassen sich die soziologischen Ansätze hierzu in Beziehung setzen. Während die philosophische Debatte in einer latenten Entweder/Oder-Logik um das

Verhältnis von Ontologie und Epistemologie, Ding und Beschreibung oder Welt und Sprache kreist, zeichnet sich die Soziologie in der Regel durch einen pragmatischeren Bezug auf derartige Fragen aus. Das zentrale Problem, um das die philosophische Debatte kreist, und das sich in Bezug auf den Konstruktivismus in die Dichotomie ‚entweder konstruiert oder real‘ übersetzen lässt, erscheint aus Sicht *aller* soziologischen Konstruktivismen am eigentlichen Kern des Problems vorbeizugehen und ist daher nicht ohne weiteres in die Soziologie übertragbar.<sup>9</sup> Ein Grund hierfür liegt darin, dass die Soziologie sich gewissermaßen orthogonal zur Gegenüberstellung von Ontologie und Epistemologie positioniert: Sie versteht sich weder als abstrakte Erkenntnistheorie noch gilt ihr Interesse ontologischen Fragestellungen in Bezug auf die Welt oder den Dingen ‚an sich‘. Sofern sie Fragen der Realität thematisiert, bezieht sie sich in der Regel auf sozialontologische Entitäten wie soziale Tatsachen, Institutionen, Normen und Regeln. Bei diesen Aspekten steht in der Regel jedoch weder der ontologische Gehalt als harte soziale Realität, noch die Tatsache, dass es sich hierbei um soziale Konstruktionen handelt, in Frage.<sup>10</sup> Vielmehr laufen beide Ebenen ineinander, so dass die Realitätswirkung der sozialen Gegebenheiten gerade nicht damit begründet wird, dass sie *nicht* konstruiert oder natürlich vorgegeben seien. Bei genauerer Hinsicht zeigt sich, dass die philosophische Realismusdebatte einer (zumindest für die Soziologie) problematischen Grundausrichtung entstammt; einer erkenntnistheoretischen Disposition, die John Dewey treffend als ‚Zuschauertheorie des Erkennens‘ beschrieben hat:

»Die Erkenntnistheorie ist den Vermutungen über das, was beim Akt des Sehens stattfindet, nachgebildet worden. Der Gegenstand bricht das Licht zum Auge hin und wird gesehen; der Sehakt wirkt sich zwar auf das Auge und die Person aus, die einen optischen Apparat besitzt, nicht aber auf das gesehene Ding. Der wirkliche Gegenstand ist der Gegenstand, der in seiner königlichen Abgeschiedenheit so unverändert ist, daß er für jeden schauenden Geist, der auf ihn blickt, ein König ist. Das

<sup>9</sup> Dies bedeutet nicht, dass diese Gegenüberstellung in der Soziologie unbedeutend oder unwirksam ist, sondern nur, dass sie bei genauerer Hinsicht von keinem theoretischen Ansatz vertreten wird. Dass die Verbreitung des Konstruktivismus gerade in der Soziologie vielfach von dieser Dichotomie zehrt, steht außer Frage. Insbesondere in gegenstandsbezogenen Untersuchungen findet sich vielfach diese Haltung, die sich aus dem denaturalisierenden und antiessentialistischen Gehalt des Konstruktivismus speist. Zur Kritik hieran vgl. Hacking 1999a sowie Latour 2003.

<sup>10</sup> Da aus soziologischer Perspektive weitgehend unstrittig ist, dass die soziale Realität konstruiert, d.h. nicht natürlich gegeben ist, richtet sich das soziologische Interesse weniger auf die Frage, was außerhalb von Konstruktionen real ist, sondern vielmehr, wie das Ergebnis sozialer Konstruktionen eine derartige Realitätsmacht erlangen kann.

unvermeidliche Ergebnis ist eine Zuschauertheorie des Erkennens.« (Dewey 1998: 27)

Die dichotome Gegenüberstellung von Gegenstand und Erkennen erweist sich vor allem dann als Problem, wenn es wie in der Soziologie weder um eine reine Konstitutionsanalyse des Erkennens, noch um eine Beschäftigung mit den Gegenständen »an sich«, d.h. dem Wortsinn nach sozial *unbedeutsamen* Entitäten geht. Doch so sehr der soziologische Einwand hier zunächst nicht grundsatz- und erkenntnistheoretisch zu verstehen, sondern pragmatisch, gegenstandslogisch begründet ist, lassen sich dennoch einige Implikationen und Problemstellungen aus der Realismusdebatte entnehmen und an die soziologischen Konstruktivismen adressieren.<sup>11</sup> Anstatt also (durchaus vermessener) danach zu fragen, ob ein soziologischer Konstruktivismus imstande wäre, die Probleme der philosophischen Realismusdiskussion zu lösen, soll umgekehrt danach gefragt werden, wie die einzelnen Varianten sich zu den dort aufgeworfenen Problemen verhalten. Dabei geht es dann weniger darum, ob die Ansätze so antirealistisch argumentieren, wie es der Realismus den relativistischen bzw. konstruktivistischen Ansätzen oftmals unterstellt, sondern etwa, wie die konstruktivistischen Soziologien mit dem Außenwelt-Problem umgehen, auf das der Realismus immer wieder insistiert. Die erkenntnistheoretisch zentralen, an die soziologischen Konstruktivismen zu richtenden Fragen sind also: Wie weitreichend wird die Konstruktionsthese vertreten? Wie sehr argumentieren die jeweiligen Ansätze innerhalb der Dichotomie von Welt vs. Sprache, Gegenstand vs. Beschreibung oder Materialität vs. Denken? Was gilt als konstruiert bzw. worauf bezieht sich jeweils die Rede von der Konstruktion? Und im Anschluss daran: Geht es der jeweiligen Theorie typischerweise um die Dinge selbst, um Klassifizierungen und Schematisierungen, um Denkweisen über bestimmte Gegenstände oder um die Bedeutung, die ihnen im Sozialen zukommt?

Von dieser Sortierung ausgehend erweist sich zunächst als zentrale Schwierigkeit, dass die einzelnen Ansätze – und noch mehr die konkreten Untersuchungen, die hierauf aufbauen – nicht immer unmittelbar transparent machen, welche Ebene konkret in den Blick genommen wird.<sup>12</sup>

<sup>11</sup> Dies ist auch das Ziel des Beitrags von Georg Kneer, der jedoch nicht nur deswegen nicht überzeugt, weil er das Realismusproblem insgesamt als soziologisch uninteressant zurückweist, sondern auch, weil er auf einer problematischen Latour-Lesart aufbaut und Berger/Luckmann und Luhmann unbegründet zusammenwirft, ohne die entscheidenden inhaltlichen Differenzen, die gerade in diesem Punkt zwischen beiden bestehen, zu berücksichtigen. Vgl. Kneer 2009a.

<sup>12</sup> Im Überblick über die konkreten konstruktivistischen Untersuchungen scheint es, dass gerade die Unbestimmtheit gegenüber der Reichweite der

Diese grundsätzliche Ungenauigkeit konstatiert auch Hacking in seiner Kritik an der Modevokabel ›soziale Konstruktion‹: »Einer der Gründe, weshalb Thesen über soziale Konstruktion so schwer dingfest zu machen sind, liegt darin, daß das X in der Formulierung ›die soziale Konstruktion von X‹ implizit auf Entitäten unterschiedlichen Typs Bezug nehmen und daß die soziale Konstruktion zum Teil Interaktionen zwischen Entitäten der verschiedenen Typen beinhalten kann.« (Hacking 1999a: 50) Eine Möglichkeit, dieses Problem zu lösen, besteht darin, die verschiedenen Entitäten hinsichtlich ihres ontologischen Gehalts voneinander zu differenzieren und im Einzelfall zu entscheiden, ob es ›nur‹ um Fragen der sozialen Bedeutsamkeit oder die Konstruktion einer Idee oder eines Begriffs geht, oder ob die Konstruktionsthese weitreichender formuliert ist und natürliche Entitäten mit einschließt – wie etwa in Andrew Pickering's Studie über die Sozialgeschichte der Quarks (vgl. Pickering 1984).<sup>13</sup> Vielversprechender erscheint jedoch, direkt zu fragen, wie das Realismusproblem in der jeweiligen Theoriefassung behandelt wird, d.h. auf welche Weise Realität (und eben nicht Wirklichkeit) thematisiert wird. Gerade bei dieser Frage treten die nicht zuletzt aus unterschiedlichen Erkenntnisinteressen herrührenden Differenzen der drei Ansätze zutage.

Die Argumentation von Berger/Luckmann lässt sich von allen drei Ansätzen am ehesten innerhalb der klassischen Unterscheidung von Wirklichkeit und Realität verorten. Wie im obigen Abschnitt bereits ausgeführt, interessiert sich der sozialkonstruktivistische Zugang nahezu ausschließlich für die als sozial definierte Wirklichkeit. Nicht zuletzt durch die Konzentration auf Fragen der Bedeutung spielt die außersoziale Realität keine nennenswerte Rolle. Da unter Rückgriff auf phänomenologische Prämissen Sein und Sinn zusammengezogen werden,<sup>14</sup> bleibt

Konstruktionsthese und die Enthaltsamkeit gegenüber der Frage, ob die Gegenstände in ihrer Materialität oder nur in ihrer (sozialen und kulturellen) Bedeutsamkeit gemeint sind, wesentliche Gründe für die Attraktivität dieses Forschungsprogramms sind. Zahlreiche Studien spielen geradezu mit dieser Ungenauigkeit und lassen mehr oder weniger absichtlich offen, wie weit die Konstruktionsthese jeweils reicht. Vgl. zur Kritik hieran Hacking 1999a: 50.

<sup>13</sup> Eine solche Sortierung, mit dem Ziel, die Vehemenz der Debatte um den Sozialkonstruktivismus zu entschärfen, unternimmt Ian Hacking. Sein Versuch einer Entradikalisierung des Konstruktivismus ist aus konstruktivistischer Sicht jedoch in letzter Instanz problematisch, da er hierzu von festen ontologischen Differenzen ausgehen und imstande sein muss, zwischen den verschiedenen Ebenen zu trennen. Eine radikalere und gegen Hacking gerichtete Auflösung dieses Problems findet sich beispielsweise bei Karen Barad, Andrew Pickering und Latour. Vgl. zur expliziten Kritik an Hackings Intervention: Latour 2003 sowie Barad 2007: 39ff. und Pickering 1995.

<sup>14</sup> Vgl. Descombes 1981: 94 sowie die Ausführungen auf Seite 102 dieses Buches.

die ihrerseits nicht bedeutsame Realität ausgeblendet – wie die Realität selbst erscheint auch die Frage nach dieser schlicht ›sinnlos‹. Zwar leugnet der Sozialkonstruktivismus nicht, dass es eine materielle Außenwelt gibt, die Beschäftigung hiermit wird aber von Berger/Luckmann in durchaus klassischer Manier den Naturwissenschaften einerseits und (was deren Erkenntnisbedingungen angeht) der Philosophie andererseits überantwortet; der Soziologie wird in dieser Frage Enthaltsamkeit anempfohlen (vgl. Berger/Luckmann 2007: 23).<sup>15</sup>

Im Kontrast dazu greift Luhmann weitaus deutlicher auf philosophische (und kognitionswissenschaftliche) Überlegungen zurück und konzipiert Realität als erkenntnistheoretisch grundsätzlich unerkennbar. Die Begründung findet zwar auch hier über einen Rückgriff auf den Sinnaspekt der Wirklichkeit statt, sie wird aber weitaus prinzipieller in den beobachtungstheoretisch formulierten Erkenntnisbarrieren fundiert. In einer typischen Formulierung heißt es etwa bei Luhmann: »Das Erkennen hat es mit einer unbekannt bleibenden Außenwelt zu tun, und es muß folglich lernen, zu sehen, daß es nicht sehen kann, was es nicht sehen kann.« (Luhmann 2009: 32; ähnlich 2001: 223) Durch den Rückgriff auf die Befunde der (durchaus klassisch erkenntnistheoretisch) argumentierenden Kognitionswissenschaften steht Luhmann von allen drei Ansätzen am deutlichsten der von Dewey so bezeichneten Zuschauertheorie der Erkenntnis nahe – worauf auch bereits die Häufung visueller Ausdrücke im obigen Zitat hinweist.<sup>16</sup> Somit lässt sich sein Ansatz am ehesten auf die Realismusdebatte übertragen und als eine (theoretisch elaboriertere) Variante des Relativismus begreifen.

Bei Foucault hingegen sieht sich eine solche Übersetzung mit dem Problem konfrontiert, dass die Unterscheidung zwischen Realität und Wirklichkeit in seinen Schriften uneindeutig besetzt oder sogar strategisch unterlaufen wird. Während sowohl Berger/Luckmann als auch Luhmann die Annahme der Außenwelt als solche, d.h. die Idee eines letztlich auß erwirklichen, unberührten und unformatierten Realitätsbereiches hinter dem Erkennen, nicht weiter thematisieren oder in Frage stellen, findet sich bei Foucault eine gezielte Subversion derartiger erkenntnistheoretischer Prämissen. Aus der Grundmotivation und der Fluchlinie seiner

<sup>15</sup> Daraus folgt keineswegs, dass Berger/Luckmann eine Korrespondenz- oder Abbildtheorie der Wahrheit vertreten, sondern vielmehr, dass sie die Diskussionen darüber zumindest für die Soziologie als müßig ansehen und aus dem unmittelbaren Gegenstandsbereich des Faches ausklammern (vgl. auch Berger/Luckmann 2007: 15).

<sup>16</sup> Ausführliche Diskussionen der Dominanz des Visuellen in der Philosophie finden sich bei Hans Blumenberg (2001) sowie darüber hinaus – explizit aus konstruktivistischer ›Sicht‹ – in Levin 1997 sowie – stärker auf Frankreich bezogen – in Jay 1994. Vgl. auch Aldrich 1996; Boehm 1999 und Kravagna 1997.

Studien ist dies nicht weiter verwunderlich, geht es ihm doch um den (antiessentialistischen und antinaturalistischen) empirischen Nachweis der Formbarkeit der Realität.<sup>17</sup> Die Kritik an einer repräsentationslogischen und abbildtheoretischen Konzeption des Verhältnisses zwischen den Wörtern und den Dingen geht bei Foucault über den üblichen konstruktivistischen Einwand der prinzipiellen Unerkennbarkeit und der Bedeutung des Kontingenten im Erkenntnisprozess hinaus; vielmehr verweist sie auf das Einwirken auf Realität (und nicht nur auf die Konstruktionen von Wirklichkeit).<sup>18</sup> Aufgrund von Foucaults Absage an allgemeine philosophische Begründungsdebatten lässt sich diese Position jedoch nur schwer unabhängig von seinen empirischen Studien aufzeigen und erkenntnistheoretisch nicht eindeutig verorten.<sup>19</sup> So verwundert es nicht, dass sich Ablehnung wie Faszination gegenüber den Schriften Foucaults auch aus der Unklarheit darüber speisen, wie weitreichend die Konstruktionsthese formuliert ist – was in der Rezeption zuweilen dafür gesorgt hat, dass das Motiv (der entlarvenden Dekonstruktion) Überhand gegenüber der Theorie gewinnt. Nichtsdestotrotz finden sich jedoch auch bei Foucault wenn nicht erkenntnistheoretisch, so doch programmatich eindeutige Äußerungen über die grundlegenden konzeptionellen Annahmen seines Konstruktivismus. Denn anstatt den Diskurs als Widerspiegelungsinstanz einer äußeren Wirklichkeit zu begreifen, muss er nach Foucault als eine Gewalt begriffen werden, die wir den Dingen antun (vgl. Foucault 1991: 34f.). Demnach ist es falsch, anzunehmen, »dass die Erkenntnis funktionieren könnte oder dass man die Wahrheit, die Realität, die Objektivität der Dinge entdecken könnte, ohne eine gewisse Macht, eine gewisse Form von Herrschaft, eine gewisse Form von Unterwerfung ins Spiel zu bringen. Erkennen und unterwerfen, wissen und befehlen«.

<sup>17</sup> Letztlich lässt der Überblick über die Schriften Foucaults vermuten, dass es sich hierbei um eine ›strategische Ungenauigkeit‹ mit dem Ziel der Subversion und Umwertung bestehender philosophischer Grundfragen handelt. In diese Richtung weist jedenfalls Foucault 2002a.

<sup>18</sup> Für dieses Argument in Bezug auf eine ›Geschichte der Körper‹ vgl. Foucault 1983: 181. Eine ebenso in diesem Zusammenhang in diskurstheoretischen und poststrukturalistischen Ansätzen häufig bemühte Metapher ist die der ›Einschreibung‹, die Kafkas Erzählung *In der Strafkolonie* entlehnt ist. Vgl. dazu exemplarisch Butler 1989.

<sup>19</sup> Dies hat Foucault Anschlussfähigkeit in mehrere Richtungen gesichert: je nach Lesart lässt er sich als zentraler Vertreter des neueren Kulturalismus begreifen oder als nietzscheanischer Leser Darwins verstehen (vgl. Sarasin 2009). Latour vertritt in der Regel eine ›konservative‹ Lesart Foucaults. Zwar sieht er bestimmte Parallelen zu seinen eigenen Arbeiten, wirft Foucault jedoch (wie Bourdieu) eine zu starke Verbundenheit mit der französischen Epistemologie und deren Faible für die exakten Naturwissenschaften vor. Vgl. hierzu Latour/Crawford 1993.

len sind innerlichst verbundene Dinge [...].« (Foucault 2002b: 981) Was hier zum Teil wie eine Bestärkung der These einer außerdiskursiven Außenwelt erscheinen mag, ist weitaus mehr jedoch eine Kritik des Repräsentationsdenkens, mit der die Annahme zweier getrennter Seinsbereiche unterlaufen werden soll, indem sie auf umgekehrte Weise nicht auf ein Wiedererkennen der Sachen in der Sprache, sondern auf ein Durchgreifen der Diskurse auf die Realität hinweist.

In der Gesamtschau zeigt sich, dass es sich um drei durchaus unterschiedliche Haltungen gegenüber dem Realismusproblem handelt. Die in der Tabelle auf Seite 69 bereits eingetragene Differenz in der letzten Zeile wird so nun hinreichend verständlich: Im institutionen- und bedeutungszentrierten Sozialkonstruktivismus ist die Außenwelt aufgrund ihrer (im wörtlichen Sinne) *Unbedeutsamkeit* nicht von Interesse; im operativen Konstruktivismus wird beobachtungstheoretisch argumentierend ihre prinzipielle *Unerkennbarkeit* betont; und im diskurstheoretischen Konstruktivismus steht am deutlichsten die *Formbarkeit* und daher – im wörtlichen Sinne – auch *Manipulierbarkeit* der Realität im Zentrum. Wie nicht zuletzt die Ausführungen zu Foucault zeigen, lässt bereits der soziologische Konstruktivismus der ersten Generation gewisse Zweifel an der Sinnhaftigkeit der Unterscheidung zwischen ›Realität‹ und ›Wirklichkeit‹ aufkommen,<sup>20</sup> ohne diese jedoch zum systematischen Gegenstand des theoretischen Nachdenkens zu machen. Der Hauptaspekt bei der Frage nach den Wirkungen von Konstruktionen liegt hier eindeutig auf der *sozialen* Wirklichkeit. Letztlich wird Realität zwar in bestimmten Hinsichten thematisiert, sie erlangt jedoch nicht den Stellenwert eines eigenständigen theoretischen Untersuchungsgegenstands.

In Bezug auf das Problem, das in der philosophischen Realismusdebatte gegenüber dem Relativismus in Anschlag gebracht wurde, ist dem Realismus allerdings in mindestens einer Hinsicht zuzustimmen: Die Konzentration auf Sprach- und Bedeutungsspiele lässt die Eigenlogik des Materiellen zu sehr in den Hintergrund treten und reduziert deren Anteil am Erkenntnisprozess – wenn überhaupt – auf ein kaum plausibles Minimum. So wenig eine Abbildtheorie der Wahrheit erkenntnistheoretisch zu überzeugen vermag, auch die Art und Weise, wie Materialität und Gegenständlichkeit in konstruktivistischen Ansätzen behandelt wird, lässt durchaus Fragen ob der Angemessenheit dieses Vokabulars aufkommen. Denn in den dominanten Lesarten des Konstruktivismus wird eine Bedeutung des Materiellen entweder prinzipiell geleugnet, für irrelevant erklärt oder Materialität wird zu einer passiven und formbaren Substanz deklariert. Nicht zuletzt, weil hieran eine Hauptkritik Latours ansetzt, soll dieser Aspekt im folgenden Abschnitt ausführlicher thematisiert werden, bevor der Blick auf das Performativitätskonzept ge-

<sup>20</sup> Vgl. Anmerkung 5 auf Seite 114.

worfen werden kann. Denn da der Konstruktivismus weniger die These bestreitet, dass es eine Realität jenseits unserer Beschreibungen gibt und auch keineswegs davon ausgeht, dass die Sprache oder unsere Beschreibungen als Demiurg der materiellen Welt begriffen werden muss, kreist die Debatte eigentlich darum, welche Wirkungen Konstruktionen auf die materielle Welt haben und ob bzw. wie unsere Beschreibungen in das Beschriebene eingreifen.

## 4.2 Materialität(en) und Dinge

Obwohl die Wissenschaftsentwicklung im neunzehnten Jahrhundert in erster Linie eine Erfolgsgeschichte der experimentellen Forschung war, dominiert in der Wissenschaftstheorie bis heute eine Sicht auf Wissenschaft, die Ideen und Theorien, also letztlich geistige, ideelle Faktoren, zu deren Hauptwesensmerkmal erklärt. Die bekanntesten und einflussreichsten Wissenschaftstheorien des zwanzigsten Jahrhunderts waren fast ausschließlich am Theorieaspekt der Wissenschaften interessiert, so dass der konkreten, d.h. im Wesentlichen *experimentalen* Praxis der Wissenschaften kein besonderer Stellenwert zukam (vgl. Hacking 1996: 220). Experimente blieben – wie auch technische Aspekte, d.h. Instrumente, Verfahren oder Apparaturen – außen vor; Wissenschaft wurde vorwiegend über Theorien und Ideen definiert. »Experimenters had no more than to carry out what the theory dictated. Both [Koyré und Popper, L.G.] praised science as a model of intellectual and philosophical achievement. Neither provided any reason for thinking that science could have much to do with technology.« (Porter 1995: vii) Durch die vermehrte Hinwendung zu Sprache gegen Mitte des zwanzigsten Jahrhunderts wurde diese Ausrichtung weitgehend bestätigt oder sogar noch verstärkt. Indem vorwiegend nicht nach dem ›Was‹, sondern dem ›Wie‹ des Erkennens gefragt wird, entspricht der Schwerpunktverlagerung auf epistemologische Fragen eine Ausklammerung ontologischer Aspekte.<sup>21</sup> Das dadurch bewirkte Ausblenden der Objekte ging einher mit einem wissenschaftstheoretischen Abwenden vom Umgang der Naturwissenschaften mit ihrem Erkenntnisobjekt, so dass die Konzentration auf er-

<sup>21</sup> Dies gilt keineswegs allein für wissenschaftstheoretische und die im vorigen Abschnitt vorgestellten konstruktivistischen Ansätze. Vielmehr finden sich im zwanzigsten Jahrhundert zahlreiche Kulturtheorien, die das Kulturelle gegenüber dem Materiellen, das Symbolische gegenüber dem Symbolisierten oder – in strukturalistisch-linguistischen Kategorien – den Signifikant gegenüber dem Signifikat mehr als nur forschungsstrategisch bevorzugen. Paradigmatisch kann die Formulierung von Claude Lévi-Strauss gelten: »Die Symbole sind realer als das, was sie symbolisieren [...].« (Lévi-Strauss 1989: 26)

kenntnistheoretische Fragen auf dieser Ebene in eine Distanzierung von der konkreten wissenschaftlichen Praxis mündet – wie in Abschnitt 2.2 an der Reaktion der Philosophie auf die Wissenschaftsentwicklungen im neunzehnten Jahrhundert bereits skizziert wurde. Erkennbar ist dies unter anderem daran, dass die Ergebnisse der Wissenschaften nur sehr selten aufgegriffen wurden und hier vor allem jene eine Rolle spielten, die die Theorieabhängigkeit der Forschung (und damit auch eine der zentralen Thesen des Konstruktivismus) vonseiten der Naturwissenschaften her unterstützten, indem sie etwa auf Probleme und Grenzen des Erkennens hinweisen.<sup>22</sup>

Diese (grobe) Tendenz in Philosophie und Wissenschaftstheorie lässt sich auch an konstruktivistischen Positionen beobachten. Nicht zufällig sehen diese sich bis heute parallel zu den Einwänden des Realismus nahezu unisono der Kritik ausgesetzt, Materialität bzw. all jene als ›materiell‹ attribuierten Entitäten, wie beispielsweise Objekte und Dinge, aber auch Körperlichkeit und Technik, nicht hinreichend thematisieren zu können.<sup>23</sup> Die Kritik bezieht sich nicht allein auf Positionen im engen Umkreis des *linguistic turns*. Auch gegenüber dem Sozialkonstruktivismus findet sich der Vorwurf, dass die Konzentration auf das Soziale (sei es in Form von sozialen Normen, Institutionen, Diskursen, Ideologien oder allgemeiner: sozialen Tatsachen) außersoziale ontologische Gegebenheiten entweder einseitig ausblendet oder ihnen mit einem reduktionistischen Vokabular begegnet. Vorgetragen wird diese Kritik aus unterschiedlichen Richtungen, es lässt sich jedoch beobachten, dass sie angesichts der gesellschaftlichen Entwicklungen, die naturwissenschaftliche Disziplinen, allen voran die ›life sciences‹ zunehmend in den Rang einer allgemeinen Deutungswissenschaft erheben, vehemente wird. Stellvertretend sei Philipp Sarasin genannt, der mittlerweile ebenso wie auch Latour, Hans-Jörg Rheinberger, Andrew Pickering u.a. für eine Neufassung des Verhältnisses von Natur- und Kulturwissenschaften plädiert: »Seit den 1990er Jahren wurde dieser Schnitt [zwischen Natur und Kultur, L.G.] unter dem Zeichen des siegreichen *linguistic turn* so tief ge-

<sup>22</sup> Dies gilt für zahlreiche Annahmen der theoretischen Physik, insbesondere in Bezug auf Relativitätstheorie, Unschärferelation oder Bemerkungen zur Interferenz von Beobachtung und Gegenstand. Eine ausführlichere Auseinandersetzung mit der soziologischen und philosophischen Beschäftigung mit den Naturwissenschaften findet im zweiten Teil dieser Studie statt.

<sup>23</sup> Da es hier nur darum geht, die Stoßrichtung dieser Kritik zu skizzieren, werden die Begriffe Materialität, Dinge, Objekte und Artefakte weitgehend synonym verwendet. Das Argument, dass jene materiellen Aspekte zugunsten von Sprache, Bedeutung und Wahrnehmung strukturell ausgeblendet werden, gilt gleichwohl ungeachtet dessen, ob es sich um vermeintlich externe ›Dinge an sich‹, kulturelle Artefakte oder Erkenntnisobjekte handelt. Vgl. für eine aktuelle Kritik Sarasin 2009: insb. 106ff.

führt, dass die Kulturwissenschaft jede Verbindung zwischen der Welt der Zeichen und jener der Natur aufgegeben hat.« (Sarasin 2009: 109)<sup>24</sup>

Indem sich konstruktivistische Ansätze aus der Kritik an jenen Positionen gründeten, die, wie Physikalismus, Empirismus und Sensualismus in der Philosophie oder Naturalismus, Positivismus und verschiedene Formen des orthodoxen Materialismus in den Sozialwissenschaften, entweder einen naiven Realismus vertraten oder das Kulturelle und Symbolische für sekundär erklärten (oder gar zu einem bloßen Reflex des Materiellen herabstuften), kommt ihnen von Grund auf eine antimaterialistische Stoßrichtung zu. Dementsprechend finden sich sowohl inhaltlich wie programmatisch zahlreiche Überschneidungen zu den seit Mitte des zwanzigsten Jahrhunderts formulierten Kulturtheorien, die beispielsweise bei Reckwitz, wenn auch schematisch und zum Zweck der inhaltlichen Abgrenzung, durchaus auf ähnliche Weise beschrieben werden:

»Jenseits der Differenzen in ihrer jeweiligen Bestimmung von Sozialität und Sinnhaftigkeit teilen die meisten dieser Kulturtheoretiker eine gemeinsame Position hinsichtlich der materiellen Welt: Ihr kommt nicht länger der Status einer strukturellen Ursache oder Bedingung der Kultur zu, stattdessen sind materielle Entitäten Objekte, die durch Klassifikationssysteme, Diskurse oder sprachbasierte Interaktionen eine symbolische Qualität und dadurch erst eine soziale Relevanz erhalten. Die materielle Welt *existiert* nur, insofern ihre Elemente innerhalb kollektiver Bedeutungsstrukturen zu einem Objekt der Interpretation werden. Es gibt keine materiellen Entitäten als solche, sondern nur Interaktionen und Diskurse, die bestimmte materielle Objekte auf eine bestimmte Weise definieren und von anderen (materiellen und nicht-materiellen) Objekten abgrenzen.« (Reckwitz 2008b: 140, H.i.O.)

Zwar müssen die konstruktivistischen Ansätze nicht zwingend dem engeren Kreis der Kulturtheorien zugerechnet werden, es lassen sich aber auch hier homologe Einwände auffinden, wenngleich diese nicht zwingend auf die Unterscheidung zwischen dem Materiellen und dem Symbolischen rekurrieren. Indem sich konstruktivistische Ansätze über ihre internen Differenzen hinweg durch eine stärkere Gewichtung des Epistemologischen auszeichnen, forcieren sie die Ausblendung der Dinge

<sup>24</sup> Dieser Vorwurf ist zu einem nicht unerheblichen Teil auch als Selbstkritik gemeint und impliziert eine Distanzierung Sarasins von seiner »zuweilen etwas oberflächlichen Foucault-Lektüre« (Sarasin 2009: 109) aus früheren Schriften. Standen die früheren Schriften weitgehend in der Tradition eines diskurstheoretischen Konstruktivismus und betonten an den untersuchten Phänomenen vor allem deren diskursive und kulturell-historische Verfasstheit (ex. Sarasin 2003), so argumentiert er seit einigen Jahren für eine ›experimentale‹ Verknüpfung beider Wissenszweige, die weder in eine naturalistische Kulturwissenschaft noch in einen kulturalistischen Monismus münden soll. Vgl. ex. auch Sarasin 2008.

und Objekte als legitime soziologische Forschungsgegenstände. Ungeachtet dessen, ob sie je nach Ansatz eher als *unbedeutend*, *unerkennbar* oder *formbar* beschrieben werden, werden Dinge in eine passive Rolle gedrängt, so dass das Materielle im doppelten Sinne erkenntnistheoretisch auf Distanz gehalten wird: *gegenstandsbezogen* durch die erkenntnistheoretische Grundannahme der Unmöglichkeit des direkten, unvermittelten Zugangs zu den Dingen, und *forschungsstrategisch* durch die Präferenz für Wie-Fragen.<sup>25</sup> Die Betonung liegt beiderseits darauf, dass die Dinge nicht unmittelbar aus sich heraus wirksam sind, sondern über sozial wirksame Bedeutungszuschreibungen, Wahrnehmungsstrukturen oder Diskurse Geltung, Materialität und Wirklichkeit erlangen.

Beobachten lässt sich das an allen drei Varianten, wobei auch hier wieder unterschiedliche Argumentationsstrategien anzutreffen sind. Die Position des Sozialkonstruktivismus von Berger/Luckmann lässt sich analog zur Behandlung des Realismusproblems als prinzipielle Enthaltsamkeit gegenüber derartigen Fragen beschreiben. Zwar wird hier wie auch bei Husserl betont, dass Bewusstsein immer intentional ist, d.h. sich stets auf ›etwas‹ richtet, diese Objekte interessieren aber primär als Objekte des Bewusstseins und nicht als tatsächliche, ontologische Gegenstände. Denn: »Die phänomenologische Analyse der Alltagswelt beziehungsweise der subjektiven Erfahrung der Alltagswelt enthält sich jeder kausalen oder genetischen Hypothese und auch jeder Behauptung über den ontologischen Charakter der analysierten Phänomene.« (Berger/Luckmann 2007: 23) In den Blick geraten hier lediglich die materiellen Aspekte des Sozialen, die weitgehend unter den Begriff der gesellschaftlichen ›zweiten Natur‹ fallen. Diskutiert werden sie bei Berger/Luckmann unter dem von Durkheim entlehnten Konzept der ›choséité‹, d.h. der Dinglichkeit bzw. Dinghaftigkeit sozialer Tatsachen sowie un-

<sup>25</sup> An dieser Stelle erscheint es mir wichtig, zu betonen, dass diese Kritik in erster Linie forschungsstrategisch und nicht erkenntnistheoretisch zu verstehen ist: Es geht nicht darum, zu behaupten, der Konstruktivismus beginge einen logischen, begrifflichen oder theoretischen Fehler, sondern nur darum, auf das Problem hinzuweisen, aus einer konstruktivistischen Perspektive materielle Phänomene in ihrer Vielschichtigkeit als Forschungsgegenstand zu adressieren. Wie allen gegenwärtigen Versuchen der Vermittlung zwischen Kultur- und Naturwissenschaften geht es nicht darum, eine fragwürdige Idee von ›Dingen an sich‹ oder naturalistische Ontologien zu restituieren, sondern die konstruktivistischen Einsichten auf einer anderen begrifflichen Ebene zu artikulieren oder bescheidener: auszuprobiieren. Inwiefern damit theoretische und grundsatzbegriffliche Probleme und Widersprüche einhergehen, soll hier nicht entschieden werden – exemplarisch wird dies vor allem im zweiten Teil dieses Buches an Latour diskutiert. Für einen Überblick über neue Entwicklungen in der philosophischen Diskussion um das Natur-Kultur-Verhältnis vgl. Bryant/Srnicek/Harman 2011 sowie Coole/Frost 2010.

ter den (hegelianischen) Begriffen der ›Vergegenständlichung‹ und ›Verdinglichung‹ (vgl. ebd.: 94f.).

Bei Luhmann hingegen wird die Frage nach Materialität und den ›Dingen‹ im Wesentlichen als historisch-erkenntnistheoretische Frage behandelt, die sich seit dem »vollständigen Zusammenbruch der ontologischen Metaphysik« (Luhmann 1998: 912) so nicht mehr stellt (bzw. nicht mehr stellen kann).<sup>26</sup> Indem Gesellschaft auf Kommunikationen gegründet wird, erhalten Technik und Artefakte den Status von (unsicheren) Konstruktionen und Dinge (sofern nicht ebenfalls Artefakte gemeint sind) den von nichtkonstruierten Elementen der äußeren, physikalischen Welt, deren Befragung mit Preisgabe der klassischen ontologischen Überzeugungen jedoch unsinnig geworden ist. Soziologisch relevant ist für Luhmann vor allem Technik, die sich mittlerweile zur Voraussetzung aller gesellschaftlichen Operationen entwickelt hat (vgl. ebd.: 532), wobei auch hier gilt, dass ein direkter Umweltkontakt auch durch die am weitesten fortgeschrittenen Technologien unmöglich bleibt. So betont Luhmann, dass »die Steigerungslinien, die sich gegenwärtig abzeichnen und die Wissenschaft und Technologie immer enger zusammenschließen, [...] einer Logik der Evolution, nicht einer Logik der immer besseren Anpassung des Systems an seine Umwelt« folgen (Luhmann 1991a: 265). Auch wenn »die Welt, in der dies geschieht, ›an sich‹ unbekannt bleibt« (ebd.: 267), droht sich »schließlich die alte Denkgewohnheit immer wieder einzuschleifen, daß es um ›Dinge‹ gehe, denen irgendwelche Eigenschaften, Beziehungen, Aktivitäten oder Betroffenheiten zugeschrieben werden« (Luhmann 1987: 115).<sup>27</sup>

Bei Foucault kommt Materialität hingegen auf den ersten Blick eine durchaus zentralere Rolle zu. Im Vergleich mit den anderen beiden soziologischen Ansätzen spielen materielle Aspekte einen wichtigen Part

<sup>26</sup> Der Begriff der Ontologie wird bei Luhmann im Wesentlichen auf die klassische Seinslehre begrenzt, deren ›Aufgabe‹ es war, die »Weltkonvergenz von Beobachtungen [...] sicherzustellen« (Luhmann 1998: 910). Da allerdings aus konstruktivistischer Perspektive die Gegenstände der äußeren Welt nicht mehr als Angleichungs- und Überprüfungsinstanz fungieren und die Erkenntnis auf Wahrheit hin absichern können, scheitert eine solche ontologische Perspektive, so dass Ontologie für Luhmann als Ganzes hinfällig wird. Vgl. auch Luhmann 1991b.

<sup>27</sup> In einem interessanten Bezug auf die irritierenderweise gerade *technische* Entwicklung der digitalen Medien, insbesondere des Computers, spricht Luhmann sogar davon, dass die ›Dingreferenz‹, die in den ›alteuropäischen‹ ontologischen Diskussionen noch enthalten war, überflüssig wird: »Sie [die Computer, L.G.] brauchen die Dingreferenz nicht mehr, weil sie vorsehen, daß man mit extrem beschränkten Wahrnehmungen variablen Zugriff auf eine ›virtuelle Realität‹ gewinnt.« (Luhmann 1998: 899, Anm. 55, ähnlich auch: 530)

in seinen einzelnen Arbeiten und tauchen auch häufig als Gegenstand der Forschung auf. Dennoch geht es Foucault bei allem Interesse an der Überschneidung des Sprachlichen mit dem Materiellen letztlich darum, die Dinge auf Distanz zu halten: »Die Wörter sind in einer Analyse wie der, die ich erstelle, ebenso bewußt fern wie die Dinge selbst.« (Foucault 1981: 73) Deutlich macht dies eine wichtige Passage aus der *Archäologie des Wissens*, die deswegen ausführlich zitiert wird:

»Aber hier handelt es sich nicht darum, den Diskurs zu neutralisieren, aus ihm das Zeichen von etwas anderem zu machen, seine Mächtigkeit zu durchqueren, um auf das zu stoßen, was schweigend diesseits von ihm bleibt; es handelt sich im Gegenteil darum, ihn in seiner Konsistenz zu erhalten, ihn in der ihm eigenen Komplexität hervortreten zu lassen. In einem Wort, man möchte sich gänzlich der ›Dinge‹ enthalten; sie ›entgegenwärtigen‹ ihre reiche, schwere und unmittelbare Fülle verbannen, aus der man gewöhnlich das Ur-Gesetz eines Diskurses macht, der sich davon nur durch Irrtum, Vergessen, Illusion, Unwissenheit oder Trägheit der Meinungen und der Traditionen oder auch durch den vielleicht unbewußten Wunsch, nichts zu sehen und nichts zu sagen, fernhalten würde; die regelmäßige Formation der Objekte, die sich nur im Diskurs abzeichnen, an die Stelle des rätselhaften Schatzes der ›Dinge‹ von vor dem Diskurs setzen; diese *Gegenstände* ohne Beziehung zum *Grund der Dinge* definieren, indem man sie aber auf die Gesamtheit der Regeln bezieht, die es erlauben, sie als *Gegenstände* eines Diskurses zu bilden, und somit ihre Bedingungen des historischen Erscheinens konstituieren; eine Geschichte der diskursiven *Gegenstände* schreiben, die sie nicht in die gemeinsame Tiefe eines Urgrunds stieße, sondern den Nexus der Regelmäßigkeiten entfaltete, die ihre Dispersion steuern.« (Ebd.: 72, H.i.O.)

Was in dieser Formulierung zum Ausdruck kommt, ist ein Unbehagen gegenüber der klassischen Idee der in einer Außenwelt angesiedelten und sich im Erkennen widerspiegelnden Dinge. Deutlich wird aber auch, dass Foucault auf eine Geschichte der *Gegenstände* des Denkens abzielt, die sich nicht nur vom Ballast des Determinismus befreit, sondern auch die alleinige Beschränkung auf die Repräsentationsebene zurückweist. Auch das Materielle wird so mit einem historischen Index versehen, wengleich der Diskursbegriff durch seine Positionierung zwischen den Wörtern und den Dingen hier einige theoretische Fragen offen lässt.

Mit dem Versuch, die Unklarheiten und Probleme des Foucaultschen Diskurskonzepts zu klären, findet sich bei Judith Butler in der ›zweiten Generation‹ des Konstruktivismus eine ausführlichere Diskussion des Materialismusproblems. Man sieht jedoch auch in ihrer Argumentation, dass dem Materiellen innerhalb dieses Vokabulars nur sehr umständlich theoretisch begegnet werden kann. Der insbesondere in *Körper von Gewicht* anzufindende, theoretisch ambitionierte Versuch, auf der Basis der Einsichten des diskurstheoretischen Konstruktivismus (sowie

der lacanschen Psychoanalyse) Materialität nicht als das ausgeschlossene Andere des Diskurses zu begreifen, bleibt der Position verhaftet, Materialität (d.h. bei Butler insbesondere Körperlichkeit) als nicht weiter spezifizierte Einschreibungsfläche für soziale Konstruktionen zu begreifen. Auch wenn es Butler letztlich darum geht, das Konzept der Materialität nicht aufzugeben, sondern lediglich die Frage danach »von ihren metaphysischen Behausungen zu befreien« (Butler 1997: 56), bleibt sie zu sehr einer sprachtheoretischen Debatte verhaftet. Die Folge ist, dass »Butler's theory ultimately reinscribes matter as a passive product of discourse practices rather than as an active agent participating in the very process of materialization« (Barad 2003: 821, Anm. 26). Dementsprechend wird beispielsweise die Materie des Körpers als »Wirkung einer Machtdynamik« (Butler 1997: 22) beschrieben oder das Konzept der Materialität bevorzugt zur Betonung der »Materialität des Signifikanten« (ebd.: 56) verwendet.

Obwohl die drei skizzierten soziologischen Ansätze in diesem Punkt wiederum unterschiedlich argumentieren, läuft die konstruktivistische Argumentation jeweils auf eine Distanzierung von den Dingen hinaus. Durch die Absetzung von traditionellen materialistischen und naturalistischen Positionen ist diese Stoßrichtung wohl begründet, aus der Perspektive einer an Materialität interessierten Soziologie kann sie jedoch nur bedingt überzeugen. Ohne an dieser Stelle von einer inhaltlich-theoretischen oder logischen Widersprüchlichkeit des Konstruktivismus bei Berger/Luckmann, Luhmann und Foucault sprechen zu wollen, bleibt darauf hinzuweisen, dass neuere konstruktivistische Ansätze wie der Latours sowie Theorien, die im Grenzbereich zwischen Natur- und Kulturwissenschaften argumentieren, an dieser begrifflichen Unzufriedenheit mit dem konstruktivistischen Theorieprogramm ansetzen. Ihr Hauptkritikpunkt, der wohlgemerkt gerade nicht den klassisch ontologischen Realismus zu restituiieren beabsichtigt, lautet, dass die Ausblendung der Materialität in der Soziologie dazu führt, den Dingen nur mit einer sehr ärmlichen Begrifflichkeit zu begegnen. In seinem Text *Die Versprechen des Konstruktivismus*, der als ein Versuch der »Rettung des Konstruktivismus« (Latour 2003: 183) gegen den Sozialkonstruktivismus einerseits und die Anfeindungen des Realismus andererseits angelegt ist, unterscheidet Latour mit Blick auf die gängigen Rhetoriken des soziologischen Konstruktivismus zwischen drei häufig anzufindenden Formen der Thematisierung von Dingen bzw. von Materialität:

»Die einzigen drei Rollen, die den Dingen im Szenario der [von Latour kritisierten, L.G.] Konstruktivisten zukommen, sind: eine entschlossene und hartnäckige blinde Gewalt auszuüben, als bloße Unterstützung menschlicher phantasievoller Findigkeit zu wirken oder lediglich den menschlichen Handlungen ›Widerstand‹ zu leisten. Die erste Rolle gibt den materiellen Handlungsträgern genau dieselbe unplausible Funkti-

on wie dem Schöpfer in der *ex nihilo*-Geschichte, nur umgekehrt: Die Dinge verlangen Zustimmung durch ihre rohe Gewalt, der man einfach gehorchen muss. Die zweite nimmt den Dingen jegliche Möglichkeit von Handlungsmacht; sie bleiben lediglich plastisch, insofern sie eine Fülle von Formen annehmen können, die der reiche, kreative und gänzlich freie menschliche Geist ihnen bietet. Die dritte Konzeption von Dingen unterscheidet sich von der ersten nur dadurch, dass ein gewisser Widerstand eingeführt wird, nur damit der Schöpfer gewisse Überraschungen erfährt, während er die volle Gewalt über die Materie behält [...].« (Ebd.: 191)

Zwar lassen sich diese Varianten nicht direkt den verschiedenen Versionen des Konstruktivismus zuordnen, es wird aber deutlich, dass Latour in erster Linie zwei Dinge im Blick hat: deren mangelnde begriffliche und konzeptionelle Schärfe einerseits und die unempirisch-apriorische Herangehensweise andererseits, die dem Materiellen in all seiner Heterogenität jeweils eine einzige, weitgehend gleichbleibende Rolle und Qualität zuweist. Latour zielt wie auch andere Theoretikerinnen und Theoretiker auf eine größere begriffliche Offenheit gegenüber der Beschaffenheit des Materiellen. Zwar können sich nach Latour »die nicht-menschlichen Wesen [...] nicht verbal artikulieren, aber man erkennt sie an ihrer Performanz. Ihre propositionalen Effekte, Widerständigkeiten, Weichenstellungen und Übersetzungen sind unübersehbar.« (Laux 2011a: 287) Was das in wissenschaftstheoretischer Hinsicht bedeutet, wird im zweiten Teil des Buches noch eingehender diskutiert. An dieser Stelle sei nur darauf hingewiesen, dass ein wesentliches Ziel Latours darin besteht, eine inhaltlich offenere und variablere Begrifflichkeit zu entwickeln, die ohne apriorische Unterscheidungen bezüglich Qualität und Eigenschaft bestimmter Entitäten besser imstande ist, das Zusammenspiel von materiellen und nichtmateriellen Faktoren zu untersuchen. Die Stoßrichtung eines solchen Ansatzes ist dabei entschieden empirischer oder zumindest gegenstands näher als die Konstruktivismen der ersten Generation – auch wenn die Begrifflichkeit Latours auf den ersten Blick durchaus einen anderen Eindruck transportieren mag.

Welche Konsequenzen aus dieser empirischen Fundierung der theoretischen und wissenschaftstheoretischen Fragen resultieren, wird im zweiten Teil entlang der Entwicklung der *Science Studies* diskutiert. Als exzellentes Beispiel für eine solche Herangehensweise sei hier einzig auf Ian Hackings Fallstudie aus dem siebten Kapitel seines Buches *The Social Construction of What?* verwiesen.<sup>28</sup> Dort diskutiert er anhand der geologischen ›Entdeckung/Konstruktion‹ des Dolomiten (ein magnesium-

<sup>28</sup> Vgl. Hacking 1999b. Dieses Kapitel ist in der gekürzten deutschen Übersetzung nicht enthalten. Dort finden sich nur die ersten vier von insgesamt acht Kapiteln.

haltiges Karbonat-Gestein), wie vielfältig ein am Materiellen orientiertes Vokabular sein kann und welche wissenschaftstheoretische Reichweite dieser auf den ersten Blick simple Gegenstand hat – ein Beispiel, das auch deshalb erwähnenswert ist, weil die Teilnahmslosigkeit des Steins nicht wenigen philosophischen Diskussionen um Materialität als vermeintlich einfaches Exempel beiwohnen durfte.<sup>29</sup>

### 4.3 Konstruktivismus und Performativität

Die Einwände des Konstruktivismus gegen das Repräsentationsdenken und jegliche Abbildmodelle zwischen Sprache und Welt wurden bereits mehrfach angedeutet. Trotz all der inhaltlichen Unterschiede lässt sich der Konstruktivismus in seiner Breite als Gegenposition zu der Idee einer unvermittelten oder homologen Repräsentation der äußeren Welt im Erkennen begreifen. In diesem Sinne setzte die vorliegende Untersuchung mit Kant ein, weil hier ein Denken seinen Ausgangspunkt hat, dessen Hauptaugenmerk auf dieser Frage liegt und das inhaltlich die logische Autonomie der Verstandeskategorien betont. Wie auch Foucault in *Die Ordnung der Dinge* material- und kenntnisreich darlegt, steht Kant an der historischen Wegmarke der Abkehr vom Modell der Repräsentation, das die Episteme der Klassik beherrschte und sich um 1800 aufzulösen beginnt. Denn, so Foucault lapidar: »Seit Kant stellte sich das Problem anders.« (Foucault 1974: 305) Trotz dieser gemeinsamen Stoßrichtung *aller* – und das heißt auch: nicht nur der soziologischen – Konstruktivismen ist zwischen den einzelnen Ansätzen jedoch strittig und zum Teil auch unklar, was an die Stelle des Repräsentationsmodells tritt bzw. in welchem Verhältnis die Konstruktionen zur ontologischen Wirklichkeitsebene stehen. Die Antwort des rein erkenntnistheoretischen Konstruktivismus etwa bei Glaserfeld ist hier sicherlich am leichtesten zu rekonstruieren, denn im Extremfall neigt diese Position dazu, die Konstruktionsebene gänzlich von ontologischen Fragen zu befreien und Konstruktionen unter Beibehaltung des klassisch dualistischen Modells einzige auf Wahrnehmung, Sprache, Ideen oder Sinn – und damit letztlich auf ›Repräsentationen‹ – zu begrenzen. Es ist unnötig zu betonen, dass diese Antwort aus soziologischer Sicht kaum überzeugt,

<sup>29</sup> In *Ezend der Kritik* greift Latour auf dieses Beispiel zurück, um die Differenz zwischen ›matters of fact‹ und ›matters of concern‹ zu verdeutlichen. Dort heißt es: »Ein Dolomit ist so wunderbar komplex und verwirrend, daß er sich nicht als Tatsache behandeln lässt.« (Latour 2007b: 27, H.i.O.) Deutlicher auf Wissenschafts- und Erkenntnistheorie bezogen findet sich dieses Argument in Latour 2005a: 90.

wenngleich sie auch forschungslogisch und erkenntnistheoretisch eher unbefriedigend ist.

Im Gegensatz zu den erkenntnistheoretischen Positionen legen alle soziologischen Konstruktivismen größeres Gewicht auf die Wirkungen und Effekte von Konstruktionen. Dies zeigt sich bereits an der Verschiebung des Realitätsbegriffs. Realität gilt hier weniger als außergesellschaftliche Instanz im Sinne der ›unberührten Natur‹, sondern als Produkt zahlreicher gesellschaftlicher Konstruktionsprozesse. Entsprechend kann aus soziologischer Sicht die Konzentration auf Wahrnehmung, Sprache, Ideen und Sinn *allein* kaum überzeugend sein, da sich hier viel deutlicher die Frage nach dem ›produktiven‹ Moment der Konstruktionen stellt. Die Konzentration auf die *gesellschaftliche* Konstruktion der Wirklichkeit verdrängt zwar nicht konstitutionstheoretische Fragen der subjektiven Wirklichkeitskonstruktion, sie relativiert sie jedoch im Hinblick auf die übergreifende Rolle des Sozialen. Eine herausragende Stellung nimmt bei diesen Diskussionen der Performativitätsgedanke ein, der zwar nicht in allen Ansätzen der ›ersten Generation‹ explizit ausgeführt wird, vor allem aber in den daran anschließenden Diskussionen als erkenntnistheoretische Alternative zur Repräsentationsidee in Stellung gebracht wird. Im Konzept der Performativität bündeln sich verschiedene konstruktivistische Einwände gegenüber dem klassischen Erkenntnismodell einerseits und neueren Einwänden des Realismus andererseits. Die Betonung der Performativität von Konstruktionen kann somit als ein wesentlicher Einsatzpunkt in der theoretischen Debatte um konstruktivistische Positionen begriffen werden. Der Begriff indiziert eine Verschiebung des Blickes von Fragen der Übereinstimmung von Gegenstand und Beschreibung hin zu konkreten (auch materialen) Praktiken der Herstellung von Realität:

»*Performative approaches call into question representationalism's claim that there are representations, on the one hand, and ontologically separate entities awaiting representation, on the other, and focus inquiry on the practices or performances of representing, as well as the productive effects of those practices and the conditions for their efficacy. A performative understanding of scientific practices, for example, takes account of the fact that knowing does not come from standing at a distance and representing but rather from a direct material engagement with the world.*« (Barad 2007: 49, H.i.O.)

Vor diesem Hintergrund lässt sich das Konzept der Performativität als ein Versuch begreifen, die erkenntnis- und sprachtheoretischen Positionen des konstruktivistischen Ansatzes zu präzisieren.<sup>30</sup> Auch wenn diese Diskussionen vorwiegend an den Foucaultschen Konstruktivismus an-

<sup>30</sup> Da eine ausführliche Diskussion dieses Konzepts einer eigenständigen Untersuchung bedürfte, werde ich mich im Folgenden lediglich auf einige vor allem

schließen, lassen sie sich inhaltlich durchaus mit den anderen *soziologischen* Positionen verbinden.

Der Begriff der Performativität selbst geht auf John Austin zurück, der ihn vor allem in den posthum publizierten Vorlesungen *How to do things with words*<sup>31</sup> diskutiert. Entscheidend für die begriffliche Bedeutung und den Kontext der Konstruktivismusdebatte ist, dass performativ Sprechakte von Austin als Gegenmodell zu konstativen Äußerungen konzipiert werden. Im Gegensatz zu diesen formulieren sie keine Aussage über einen bestimmten Sachverhalt, die auf Wahrheit hin geprüft werden kann, sondern handeln durch die Äußerung hindurch.<sup>32</sup> Damit findet sich bereits bei Austin die in diesem Zusammenhang wichtige These, dass performative Äußerungen und Sprechakte über das in der konstatischen Äußerung noch enthaltene dualistische Modell einer Aussage auf der einen und einer Tatsache auf der anderen Seite hinausgehen. Somit ist es wenig überraschend, dass der Performativitätsgedanke einigen konstruktivistischen Positionen nun zur Präzisierung des produktiven und wirklichkeitserzeugenden Aspekts von Konstruktionen dient und insbesondere dort eine Rolle spielt, wo in gewisser Nähe zur Sprachphilosophie Diskurse oder Kommunikationen als wesentliche Konstruktionsinstanzen begriﬀen werden.

Zentral ist hier neben Derrida vor allem Butler, die den Begriff der Performativität aus der Sprechakttheorie aufgreift und mit Foucaultschen

poststrukturalistische Überlegungen beziehen, die das Konzept im Anschluss an Überlegungen der Sprach- und Sprechakttheorie stärker mit konstruktivistischen Annahmen verbinden.

<sup>31</sup> In deutscher Übersetzung sind die Vorlesungen veröffentlicht unter dem Titel *Zur Theorie der Sprechakte* (Austin 1972).

<sup>32</sup> Die Grundkonzeption und der Stellenwert der Sprechakttheorie, die nach Austin vor allem auf John Searle zurückgeht, kann hier nicht im Einzelnen diskutiert werden. Relevant ist hier nur der Grundgedanke performativen Sprechens. Interessant ist in dem Zusammenhang, dass bereits von Austin in den weiteren Ausführungen die Unterscheidung konstativ/performativ in Frage gestellt wird. Er betont, dass aus der Äußerung allein nicht zwischen konsativen und performativen Akten unterschieden werden kann, da der Verwendungszusammenhang und der situative Kontext hier mit hineinspielen. Dies führt ihn zu der These, dass eine Beschränkung der Sprachtheorie auf konstative Sätze unzureichend ist und es streng genommen keinen konstatischen Satz gibt, der zumindest potentiell nicht auch performativ ist (vgl. ebd.: 88). Auch wenn dies bei Austin letztlich dazu führt, den Performativitätsbegriff aufzugeben und stattdessen zwischen *lokutionären*, *illokutionären* und *perlokutionären* Akten zu unterscheiden (vgl. ebd.: 168), hat sich der Begriff dennoch als anschlussfähig für die Kulturtheorie erwiesen.

Annahmen der Produktivität von Diskursen verknüpft.<sup>33</sup> Die Unterscheidung zwischen konstativem und performativem Sprechen wird bei Butler dabei noch stärker als bei Austin in Frage gestellt, sie spricht hier von einer »konstruktiven« Macht der stillschweigenden Performativität« (Butler 2006: 249).<sup>34</sup> Damit wird ersichtlich, wieso sich der Performativitätsgedanke als zentrales Gegenmodell zum Repräsentationsdenken eignet. Durch die Betonung des produktiven Charakters von Diskursen und Konstruktionen weist er jene Konzeptionen zurück, die den Erkenntnisvorgang zumindest potentiell als Abbildungs- oder Spiegelungsverhältnis begreifen. Stattdessen stellt er durch die Zurückweisung der Idee eines *rein* konstatischen Akts die dahinter stehende Annahme einer Trennung von Aussage und Tatsache in Frage und ist so kaum mit einem dualistischen Modell der Gegenüberstellung von Welt und Sprache vereinbar. Betont wird stattdessen, dass Sprache und Diskurse auf die Gegenstände einwirken und sie auch in ihrer Materialität konstruieren (vgl. Butler 1991: 200). So versucht Butler »Performativität neu zu fassen als eine spezifische Modalität der Macht als Diskurs« (Butler 1997: 259).

Ohne hier im Einzelnen auf die weit verzweigten Diskussionen um den Performativitätsbegriff eingehen zu können,<sup>35</sup> lässt sich allgemein feststellen, dass dieses Konzept von konstruktivistischen Ansätzen als zentraler Einsatzpunkt gegen das Repräsentationsdenken in Anschlag gebracht wird. Was jedoch in dieser Fassung noch unklar bleibt, ist die Frage, wie sich dieser Gedanke zu den grundlegenden Unterscheidungen der Erkenntnistheorie verhält. Zwar wurde bereits angedeutet, dass die Trennung von Realität und Repräsentation hierdurch nachhaltig in Frage gestellt wird. Wie die Formung der Realität und damit der ontologisch wirksame Charakter von Konstruktionen jedoch konkret zu denken ist, ist nicht in aller Genauigkeit beantwortet. In der Regel wird hier wie bei Butler die produktive Wirkung der Sprache bzw. des Diskurses betont

<sup>33</sup> Die Kritik des Repräsentationsmodells ist in poststrukturalistischen Positionen weit verbreitet und gehört vielleicht zu den konstitutiven Grundüberzeugungen dieses differenztheoretischen Denkens. So spricht etwa Deleuze in *Differenz und Wiederholung* von der Unterwerfung der Differenz »unter die vierfache Fessel der Repräsentation: der Identität im Begriff, des Gegensatzes im Prädikat, der Analogie im Urteil, der Ähnlichkeit in der Wahrnehmung« (Deleuze 1992: 329).

<sup>34</sup> Dass es bei Butler bei der Ausarbeitung des Performativitätsgedankens letztlich auch um politische Fragen geht, sei hier nur kurz erwähnt. Letztlich verweist dies auf die enge Verbindung zwischen einer bestimmten Form konstruktivistischen Denkens und einer radikalen politischen Positionierung, die aufgrund der Akzentuierung auf Fragen der *Formbarkeit* vor allem an foucaultsche Überlegungen anschließen. Vgl. Butler 2006: 252)

<sup>35</sup> Vgl. dazu auch Fischer-Lichte 2012; Fischer-Lichte/Wulf 2001; Hempfer/Volbers 2011.

und damit an die Foucaultsche Konstruktivismuskonzeption angeschlossen. Als Problem erweist sich dabei aber analog zu Foucault, dass die erkenntnistheoretische Unterscheidung zwar von der Seite des Diskursiven her in Frage gestellt wird, jedoch gleichzeitig angenommen werden muss, dass die Dinge hierbei stumm bleiben und – wie im Abschnitt zu Foucault bereits zitiert – einer solchen Analyse ebenso fern bleiben wie die einzelnen Wörter (vgl. Foucault 1981: 73). Das bedeutet aber letztlich, dass das Konzept der Performativität einseitig bleibt, solange es aus einer bestimmten sprachtheoretischen Fassung heraus artikuliert wird. Denn in dieser Konstellation lässt sich nur eine eindimensionale Wirkungsrichtung ausmachen, da – durch die Abkehr vom Repräsentationsgedanken und die Betonung der Eigenlogik des Sprachlichen bzw. Kulturellen – bestritten wird, dass umgekehrt auch die Dinge selbst auf die Sprache einwirken und den sprachlichen und diskursiven Ausdruck formen. Performative Akte sind so Wirkungen von Sprechhandlungen oder Diskursen auf Realität, wodurch der gesamte Konstruktivismus, wenn er auf diesem Begriff der Performativität gegründet wird, näher an das Foucaultsche Modell der *Formbarkeit* des Materiellen heranrückt – wie ja bereits die Bezeichnung selbst indiziert.

Genau diese Überzeugung performativer Ansätze im Anschluss an Sprechakttheorie und Sprachphilosophie des zwanzigsten Jahrhunderts wird durch neuere konstruktivistische Ansätze in Frage gestellt. Im Gegensatz zu poststrukturalistischen und konstruktivistischen Positionen aus dem Umfeld des *linguistic turns* zeichnen diese sich durch eine stärkere Verbindung von Philosophie und Naturwissenschaften aus. Eine zentrale Rolle spielt hier neben Latour vor allem Karen Barad.<sup>36</sup> Da es in diesem Abschnitt weiterhin um Probleme des klassischen soziologischen Konstruktivismus geht, soll ihre Position nicht in aller Ausführlichkeit diskutiert, sondern nur als Beispiel für eine spezifische Infragestellung bestimmter Grundüberzeugungen des Konstruktivismus herangezogen werden. Barad steht stellvertretend für eine Reihe ›posthumanistischer‹ philosophischer Ansätze, die näher an den Naturwissenschaften argumentieren und damit die Trennung zwischen Natur- und Geisteswissenschaften problematisieren. Im Gegensatz zur Sprechakttheorie und den daran anschließenden Philosophien und Soziologien tritt sie für ein erweitertes Konzept von Performativität ein, das zum Teil auch die konst-

<sup>36</sup> Der akademische Werdegang Barads ist hier geradezu charakteristisch für die philosophische Richtung dieser neueren Ansätze. Promoviert in Theoretischer Teilchenphysik ist sie derzeit Professorin für ›Feminist Studies, Philosophy, and History of Consciousness‹ in Kalifornien. Ihr Hauptinteresse gilt einer Auseinandersetzung mit der Realismus-Konstruktivismus-Debatte vor dem Hintergrund der theoretischen Physik Niels Bohrs (vgl. ex. Barad 1996). Ein anderes typisches Beispiel ist Hans-Jörg Rheinberger, habilitierter Molekularbiologe und Übersetzer der ›Grammatologie‹ von Derrida.

rukтивистische Annahme der Autonomie oder Autologie des Sprachlichen/Sozialen/Diskursiven zurückweist: »I offer an elaboration of performativity – a materialist, naturalist, and posthumanist elaboration – that allows matter its due as an active participant in the world's becoming, in its ongoing ›intra-activity‹.« (Barad 2003: 803) Die Hauptkritik gilt hierbei der sprachtheoretischen Engführung des Konstruktivismus, die auch in poststrukturalistischen Positionen wie der von Butler vorzufinden ist.

»Hence, in ironic contrast to the misconception that would equate performativity with a form of linguistic monism that takes language to be the stuff of reality, performativity is actually a contestation of the unexamined habits of mind that grant language and other forms of representation more power in determining our ontologies than they deserve.« (Ebd.: 802)

Durch die Nähe zur naturwissenschaftlichen Forschungspraxis argumentiert Barad – ähnlich wie Latour, Pickering oder Rheinberger – demgegenüber für eine philosophische Neukonzeptionalisierung von Materialität, die auf einer doppelten Abgrenzung beruht: einerseits gegenüber älteren, vor allem an Newton angelehnten Ontologien und andererseits gegenüber einem Konstruktivismus, der Materialität lediglich als passive Erscheinungsfläche von Diskursen und Konstruktionen begreift. Hierbei setzt sie am Performativitätskonzept an, weil dieses ein zentraler Baustein des neueren Konstruktivismus bei der Thematisierung von Materialität ist und sich damit gleichzeitig eine rein auf die Sachebene, d.h. auf das konstative Moment von Äußerungen beschränkte Erkenntnistheorie zurückweisen lässt. Entscheidend ist aber, dass sich das ›posthumanistische‹ Performativitätskonzept von der sprachtheoretischen Fundierung dieses Begriffs und der alleinigen Konzentration auf die soziale und kulturelle Ebene distanziert (vgl. Barad 2007: 225). Stattdessen versucht Barad eine Position zu formulieren, die gleichermaßen von der performativen Dimension des Materiellen zu sprechen vermag<sup>37</sup> – und die dennoch nicht als Generalabrechnung mit konstruktivistischen Annahmen zu verstehen ist, sondern für eine Neuausrichtung des konstruktivistischen Forschungsprogramms eintritt. Ihr Bestreben, das Performativitätskonzept aus der sprachphilosophischen Engführung zu lösen, ist deswegen nicht als Abkehr vom Konstruktivismus zu verstehen, gleichwohl dies verlangt, einige zentrale Grundannahmen zu überdenken. Vielmehr muss es als Versuch verstanden werden, den Konstruktivismus auf eine andere theoretische Grundlage zu stellen. Diese Bemühungen teilt Barad mit Latour.

<sup>37</sup> Zur Begründung dieser Annahme, die hier nicht genauer ausgeführt werden kann, vgl. vor allem das vierte Kapitel aus *Meeting the Universe Halfway* (Barad 2007: 132ff.).

Zusammenfassend lässt sich also festhalten, dass dem Performativitätskonzept in den konstruktivistischen Positionen eine zentrale Bedeutung zukommt. Die Betonung des Performativen ist in erster Linie gegen die erkenntnistheoretischen Annahmen des Realismus und die Konzentration auf konstative Aussagen gerichtet. Doch obwohl das Performativitätskonzept als wesentlicher Beitrag des Konstruktivismus zu den erkenntnistheoretischen Realismusdebatten begriffen werden kann, wird zugleich deutlich, dass sich einige vor allem forschungspraktische Grundprobleme konstruktivistischer Ansätze hierin auch weiter fortsetzen. Entsprechend problematisieren neuere ›posthumanistische‹ Positionen, die enger an den Naturwissenschaften ausgerichtet sind, dass auch ein solches Konzept von Performativität noch einseitig sprachtheoretischen Überzeugungen verhaftet ist. Denn ungeachtet der zunehmend radikaleren Betonung der performativen Dimension von Konstruktionen, wie man sie etwa bei Butler vorfinden kann, behält Materialität, so die Kritik, trotz aller theoretischen Bemühungen auch in diesen Positionen letztlich den Status einer stummen, bedeutungsfreien und formbaren Entität. Zwei Aspekte sollten damit deutlich werden: zum einen, dass der Performativitätsbegriff einen zentralen Einsatzpunkt des konstruktivistischen Denkens darstellt, gleichgültig, ob es sich dabei um Positionen wie die von Butler oder die von Barad handelt. Und zum anderen, dass dieser Begriff eine maßgebliche Weggabelung markiert, an dem sich nicht nur Barad, sondern auch Latour von Foucault, Butler und der ersten Generation des soziologischen Konstruktivismus absetzen. Bevor dies ausführlicher diskutiert wird, soll jedoch der erste Teil zunächst mit einem Blick auf die soziologische Beschäftigung mit ›Natur‹ abgeschlossen werden. Das folgende Kapitel dient dabei zugleich als Überleitung zum zweiten Teil des Buches.

## 5 Transit: Konstruktivismus und die soziologische Wiederentdeckung der Natur

»Wir werden zu zeigen haben, daß etwas, was der Mensch in einer wissenschaftlichen Technik *macht* [...], in der Natur nicht existiert und noch nicht einmal eine *natürliche* Folge *natürlicher* Phänomene ist.«  
Bachelard 1974: 20, H.i.O.

Es ist unnötig, zu betonen, dass der Natur nicht das primäre Interesse der Soziologie gilt. Vornehmlich am deutschen Sprachraum haben die Abschnitte 2.2 und 2.3 bereits die Konstellation skizziert, aus der heraus sich die Soziologie sowie ein protokonstruktivistisches Denken in diesem Fach etablieren konnten. Deutlich wurde dabei, wie sehr sich die Situation, aus der sich insbesondere die deutsche Soziologie um 1900 als akademische Disziplin institutionalisierte, von der im neunzehnten Jahrhundert unterscheidet. Eine wichtige Differenz, die in diesem Kapitel diskutiert werden soll, betrifft die Positionierung gegenüber den Naturwissenschaften, die nicht nur Einfluss auf die Art der eigenen wissenschaftlichen Erklärungsweise hat, sondern auch auf den disziplinären Ort der ›Natur‹, also die Art, wie natürliche Phänomene soziologisch adressiert werden. Von entscheidender Bedeutung ist hier vor allem, dass bei nahezu allen Theoretikern der Gründergeneration die Institutionalisierung der Soziologie aus einer doppelten Abgrenzung heraus erfolgt: einerseits gegenüber den bereits etablierten Naturwissenschaften und andererseits gegenüber dem Gegenstand, d.h. der ›Natur‹ selbst. Denn wieder sollte soziologisches Denken unmittelbar entlang der Logik des naturwissenschaftlichen Erklärungsmodells gebildet werden, noch sollten soziologisch relevante Fragen naturalistisch verengt und unter Rekurs auf außersoziale Faktoren kausal erklärt werden.<sup>1</sup>

Obwohl der deutschen Soziologie bei dieser Frage eine geradezu paradigmatische Rolle zukommt, da sie am deutlichsten im Rahmen des Wissenschaftsdualismus argumentiert, lässt sich diese Abgrenzung von

<sup>1</sup> Mit Blick auf die Situation eines sich neu bildenden Faches ist diese Strategie durchaus nachvollziehbar. Es geht hier allerdings darum, zu fragen, ob die »Austreibung der Natur aus der Soziologie« (Grundmann 1997: 535) derzeit unter veränderten sozialen und wissenschaftlichen Bedingungen noch plausibel und durchzuhalten ist. Vgl. dazu auch Lemke 2005.

den Naturwissenschaften auch anhand der französischen Soziologie beobachten. So vollzieht sich nicht nur bei Weber, sondern auch bei Durkheim die Etablierung der Soziologie durch eine disziplinäre Schließung gegenüber den Naturwissenschaften. Während Weber durch die Nähe zu Historismus und den Debatten um die hermeneutischen Geisteswissenschaften die Soziologie deutlicher auf Sinn- und Wertfragen verpflichtet, begreift Durkheim das Soziale als eigenlogischen Bereich, der nur aus sich selbst heraus erklärt werden kann. Durkheims Argumentation schließt dabei geradezu ‚vorbildlich‘ psychologische, biologische, geographische oder auch klimatische Erklärungen sozialer Tatsachen aus – wie insbesondere anhand der Selbstmord-Studie deutlich wird (vgl. Durkheim 1983: 39ff.).<sup>2</sup> Im Unterschied zu den soziologischen Vorläufern im neunzehnten Jahrhundert, bei denen Natur und Gesellschaft noch nicht derart strikt getrennt waren, treten naturalistische und soziologische Erklärung um 1900 auseinander und begründen unterschiedliche Wissenschaftspositionen und -strategien. So kommt es, dass sich Weber und Durkheim, so unterschiedlich ihre Argumentationen im Einzelnen sind, doch als spiegelbildliche Varianten der Austreibung der Natur aus der Soziologie begreifen lassen: »The Durkheimian legacy suggested that the physical environment *should* be ignored, while the Weberian legacy suggested that it *could* be ignored, for it was deemed unimportant in social life.« (Dunlap/Catton 1994: 14, H.i.O.) Besonders Weber argumentiert dabei im Hinblick auf die Thematisierung von Natur in einer Weise, die der konstruktivistischen Position in vieler Hinsicht ähnelt, denn hier steht dem »endlichen Ausschnitt der Kultur«, der für die Soziologie allein Bedeutung und Gegenstandscharakter hat, die »sinnlose Unendlichkeit des Weltgeschehens« gegenüber, der auch die Natur zuzurechnen ist (beide: Weber 1988: 180). »Wenn in Webers Schriften also von ‚Natur‘ die Rede ist, [...] lässt sich auch bei ihm das typisch soziologische, nämlich ‚konstruktivistische‘ Verständnis des Naturbegriffs erkennen, demzufolge ‚Natur‘ im Wandel der Zeiten verschieden gedacht wird und ideologisch funktionalisiert werden kann.« (Brand/Kropp 2004: 103f.) In der Abgrenzung von naturalistischen Erklärungen argumentiert die Soziologie somit insbesondere dort, wo es um die Rolle der Natur geht, weitgehend sozizentrisch.<sup>3</sup>

Auf den ersten Blick steht der Konstruktivismus dieser Argumentationsweise nahe. Entsprechend sieht auch er sich dem Einwand ausgesetzt, in letzter Instanz auf eine sozizentrische Argumentationsweise zurück-

<sup>2</sup> Durkheims späte Studie über *Die elementaren Formen des religiösen Lebens* (Durkheim 1994) muss von dieser These ein Stück weit ausgenommen werden.

<sup>3</sup> Vgl. hierzu auch Brand 1998 sowie Lemke 2005.

zugreifen, die außerstande ist Natur anders als über das Soziale zu thematisieren: Denn die

»Einsicht der soziocentrischen Ansätze [dass die Natur notwendig kulturell vermittelt ist, L.G.] wird jedoch oft durch deren Tendenz unterminiert, die These der Eigenständigkeit des Sozialen in Richtung einer Selbstgenügsamkeit des Sozialen zu überdehnen. In dieser Perspektive soll sich das Soziale nicht nur durch eigene Gesetzmäßigkeiten und spezifische Entwicklungsformen auszeichnen, sondern darüber hinaus durch die Unabhängigkeit und Autonomie von natürlichen Faktoren. Die innere Natur des Körpers und die äußere Natur werden hier nur noch als soziale Konstruktionen und kulturelle Schemata thematisiert, aber nicht als etwas begriffen, das sich in Auseinandersetzung mit gesellschaftlichen Elementen befindet und auf diese aktiv einwirkt.« (Lemke 2005: 250)

Dem entgegen gilt es aber zu bemerken, dass den konstruktivistischen Ansätzen bei dieser Frage eine doppelte Rolle zukommt. Zunächst verstärken sie zweifelsohne die soziocentrische Herangehensweise, denn »so unterschiedlich die [konstruktivistischen, L.G.] Ansätze im Einzelnen sein mögen, gemeinsam ist ihnen, dass sie Natur vornehmlich – bisweilen auch ausschließlich – als Gegenstand gesellschaftlicher Kommunikation und praktischer Vergesellschaftung begreifen« (ebd.: 249). Auf der anderen Seite aber führt die allmähliche Ausweitung des konstruktivistischen Ansatzes, die sich insbesondere im Anschluss an die ›erste Generation‹ des Konstruktivismus etwa bei Latour und Butler beobachten lässt, dazu, dass ›Natur‹ im Gegensatz zur klassischen Soziologie wieder vermehrt als Gegenstand soziologischen Denkens ernst genommen oder zum Problem deklariert wird.

Während der Konstruktivismus also auf der einen Seite die klassisch-soziologische Herangehensweise gegenüber der Natur bestätigt, ist er auf der anderen Seite im Rahmen seiner weiteren Radikalisierung dabei behilflich, derartige Phänomene wieder in den Blickpunkt des soziologischen Interesses zu rücken. So sind es gerade konstruktivistische Ansätze, die den Boden einer allmählichen Infragestellung der klassisch-soziologischen (und damit zum Teil auch konstruktivistischen) Herangehensweise bereiten, da die ›(Wieder-)Entdeckung‹ der Natur – wie in den folgenden Kapiteln des zweiten Teils anhand der Beschäftigung mit den Naturwissenschaften ausführlicher gezeigt wird – in der Soziologie im Rahmen der konstruktivistischen Befragung der Naturwissenschaften erfolgt. Was dabei schrittweise in Frage gestellt wird, ist vor allem das Naturbild der klassischen Soziologie. Denn die Ausklammerung der ›Natur‹ aus der Soziologie vollzieht sich oftmals auf der Grundlage eines höchst undifferenzierten Naturbegriffs, der bis heute in soziologischen Ansätzen anzutreffen ist. »In ihrer frühen Phase blendet die Soziologie ›Natur‹ somit erstens programmatisch aus und übernimmt zweitens mehr

oder weniger unbewusst ein neuzeitlich-mechanistisches Naturbild, in dem Natur in bester Cartesianischer Tradition allenfalls als ›storehouse of matter‹ [...] relevant wird.« (Brand/Kropp 2004: 105) Dieses Bild von der Natur als einer deterministisch-mechanischen, vom Menschen unbefürchteten Sphäre (vgl. auch Descola 2011: 107) beeinflusst auch das in der Soziologie dominante Bild der naturwissenschaftlichen Praxis. Wie im Folgenden noch zu zeigen sein wird, gelten die Naturwissenschaften in der frühen Soziologie – selbst dort, wo sie sich mit den Wissenschaften beschäftigt – weitgehend als objektive Erkenntnisinstanzen der äußeren, von der Kultur unbeeinflussten Welt.<sup>4</sup> Da in der Profilierung des eigenen Wissenschaftsbereiches die Naturwissenschaften der Soziologie als Kontrastfolie dienen, wird diesen vielerorts eine an Gesetzen orientierte, nomothetische Erklärungslogik unterstellt, die nicht nur den Blick auf die tatsächliche Praxis der naturwissenschaftlichen Arbeit verstellt, sondern in der Soziologie auch lange Zeit für eine freiwillige Selbstbeschränkung des Forschungsbereiches sorgte. Die Ausblendung der ›Natur‹ sowie die aus den Abgrenzungsbemühungen gegenüber anderen Fächern resultierende mangelnde Beschäftigung mit den Naturwissenschaften führten dazu, dass das in der Soziologie vorhandene Naturbild lange Zeit nicht zum Gegenstand kritischer Auseinandersetzungen gemacht wurde.

Sowohl die Naturwissenschaften als auch der Naturbegriff rücken erst seit den 1970er-Jahren deutlicher in den Fokus der soziologischen Forschung. Einen Grund hat dies in der veränderten gesellschaftlichen Ausgangssituation, in der sich einerseits die Soziologie als wissenschaftlich etabliertes Fach nicht mehr mit direkten Legitimierungs- und Abgrenzungsnotwendigkeiten konfrontiert sieht und andererseits aktuelle gesellschaftliche Entwicklungen die strikte Trennung von Natur und Kultur in Frage stellen. Hinzu kommt, dass die beiden Wissenschaftsformen sich in immer mehr Bereichen und anhand neuer Erkenntnisgegenstände überlappen: »Dieses wechselseitige Eindringen der Natur in die Sozial- und Kulturwissenschaften sowie das Eindringen des Soziokulturellen in die Naturwissenschaften ist in nahezu allen relevanten gesellschaftlichen Gebieten festzustellen.« (Bogusz/Sørensen 2011b: 11) Nicht zuletzt durch den Einfluss der Umweltozoologie sowie der Wissenschafts- und Technikforschung lässt sich eine gewisse Verschiebung des soziologischen Erkenntnisinteresses konstatieren, die Natur deutlicher als Gegenstand soziologischer Forschung begreift, ohne jedoch auf verkürz-

<sup>4</sup> Zu diesem Naturbegriff vgl. auch Lemke 2005: 251. Dort heißt es: »Diesen gleichsam ›reinen‹ Naturbegriff teilen die scheinbar diametral entgegengesetzten Positionen: die sozizentrische Fassung des Natur-Gesellschaftsverhältnisses ist nur die andere Seite der naturalistischen Medaille.«

te naturalistische Erklärungsmodelle zurückzugreifen.<sup>5</sup> Auch innerhalb des Konstruktivismus lässt sich zumindest seit den späten 1970er-Jahren eine schrittweise Öffnung auf derartige Fragen beobachten. Auszumachen sind hierbei insbesondere drei Argumentationslinien: *erstens* eine soziologisch-philosophische Reflexion auf die eigene Begrifflichkeit bzw. eine Problematisierung der Art und Weise, wie Natur in soziologisch-philosophischen Ansätzen klassischerweise gedacht wurde;<sup>6</sup> *zweitens* eine unmittelbarere Beschäftigung mit dem Phänomenbereich Natur, beispielsweise in der Umweltozoologie oder der Soziologie des Körpers, wobei gerade diese Forschungen in der Mehrzahl innerhalb des konstruktivistischen Paradigmas durchgeführt werden; und *drittens* eine Beschäftigung mit Natur über den ›Umweg‹ der Hinwendung zu den Naturwissenschaften. Hierunter fallen all jene wissenschaftssoziologischen Ansätze, die im folgenden zweiten Teil eingehender besprochen werden.

Besondere Bedeutung bei der Wiederaufnahme dieses Bereichs in die soziologische Diskussion haben Positionen, die eine Art Grenzgängerrolle zwischen den beiden Wissenschaftsformen einnehmen.<sup>7</sup> Dabei ist wichtig zu betonen, dass dies nicht zwingend mit einer grundlegenden Infragestellung des Konstruktivismus einhergehen muss. Zwar sieht sich konstruktivistisches Denken durch diese Ansätze durchaus der Kritik ausgesetzt, in Frage steht jedoch eher die Unterscheidung zwischen naturalistischen und soziozentrischen Erklärungsmodellen. Dementsprechend wäre es falsch, die neueren Diskussionen, die auf eine Überwindung der Natur-Kultur-Dichotomie abzielen, per se als antikonstruktivistisch zu begreifen. Obwohl sie sich dezidiert gegen die epistemologische Engführung des Konstruktivismus wenden, ist es angemessener, diese Positionen als Modifikationen und Neufassungen des konstruktivistischen Programms zu begreifen. Im Sinne Latours wäre hier von einer »Rettung des Konstruktivismus« (Latour 2003: 183) zu sprechen, denn letztlich geht es um eine soziologische Beschäftigung mit der Natur, die nicht die Einsichten und Überzeugungen des Konstruktivismus über Bord wirft. Und auch wenn viele konstruktivistische Ansätze in ihrer Beschäftigung mit Natur durchaus dem soziozentrischen Ansatz nahestehen (vgl. Lemke 2005: 249), zielen diese neueren Diskussionen auf eine Überwindung

<sup>5</sup> Zur Naturalismus/Konstruktivismus-Debatte, die insbesondere in der Anthropologie und der Umweltozoologie ausgiebig geführt wurde vgl. Bogusz/Sørensen 2011a sowie Voss/Peuker 2006b.

<sup>6</sup> Neben zahlreichen soziologiegeschichtlichen Arbeiten, die den Naturbegriff der Soziologie, die Gründungsfiguren und -logiken oder das Bild der Naturwissenschaften thematisieren, findet sich diese Stoßrichtung auch in dekonstruktivistischen Ansätzen wieder (vgl. Butler 1997).

<sup>7</sup> Neben Latour und Barad sind dies etwa Hans-Jörg Rheinberger, Andrew Pickering und Isabelle Stengers sowie neuerdings auch Philipp Sarasin. Für ein ähnliches Argument in Bezug auf die Ethnologie vgl. Descola 2011, 2014.

der Natur-Kultur-Dichotomie, die sich durchaus selbst als konstruktivistisch begreift. Dies gilt es im folgenden Teil des Buches genauer auf Latour zu beziehen und anhand der Entwicklung der Wissenschaftssoziologie bzw. der *Science Studies* zu rekonstruieren.